
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

August 8/2000

Aus dem Inhalt

Paul Weismantel Rand-erscheinung	225
Hermann-Josef Lauter OFM An wen glauben wir Christen?	227
Ralph Sauer Gott finden in der stillen Stille	236
Peter Abel Teamarbeit in der Gemeinde	238
Thomas Kroll Von der Not und dem Segen der Bilder (Teil 2)	245
Leserbriefe	251
Literaturdienst: Peter Neysters: Heiraten – oder nicht? Gerhard Ludwig Müller (Hg.): Frauen in der Kirche Geiko Müller-Fahrenholz: Phantasie für das Reich Gottes	
Abteilung Jugendseelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster (Hg.): Voll der Kult	252

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Domvikar Paul Weismantel, Kardinal-Döpfner-Platz 5, 97070 Würzburg | P. Hermann-Josef Lauter OFM, Franziskanerplatz 1, 53879 Euskirchen | Prof. Dr. Ralph Sauer, Oldenburger Str. 10a, 49377 Vechta | Dr. Peter Abel, Brühl 16, 31134 Hildesheim | Dipl. Theol. Thomas Kroll, Oppenhoffstr. 6, 53111 Bonn

Unter Mitwirkung von Domkapitular Wolfgang Freter, Domhof 8, 31134 Hildesheim | Prälat Dr. Herbert Hammans, Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Pfarrer Martin Pietsch, Wundtstraße 48-50, 14057 Berlin | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Prälat Dr. Robert Kümpel, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-31 48, Fax (02 21) 16 42-37 12

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM incl. MwSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 5,50 DM

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1, 50668 Köln

Paul Weismantel

Rand-erscheinungen

Am Rande einer großen Veranstaltung, deren Programm wohl gut durchdacht und vorbereitet wurde, komme ich mit jemand in ein so tiefes Gespräch, dass der Eindruck dieser persönlichen Begegnung viel stärker in mir lebendig bleibt als die großen Worte und die großen Leute.

Am Rande einer ziemlich misslungenen Religionsstunde kommt genau von dem Schüler, dem ich das gar nicht zugetraut hatte, eine Frage, die alle aufhorchen lässt und zum Schluss noch einiges rettet. Das, was am Rande geschieht, ist oft das nicht Geplante und auch nicht Planbare, sondern eher das Überraschende und Unvorhergesehene. Ob nicht manchmal in unserer typisch deutschen Art von Pastoral der Hang zum immer noch besser Organisierten und möglichst Optimalen uns den Blick verstellt für das Wesentliche in den Randerscheinungen? Wie oft übersehe und übergehe ich jemand, der am Rand steht oder gar zu den klassischen Randexistenzen gehört, nur weil ich anscheinend oder wirklich Wichtigeres zu erledigen habe. Wie leicht verliere ich das Gespür und die Hochachtung für die Gegenwart und Offenbarung des schwach und unscheinbar gewordenen Gottes an den Rändern meiner und unserer Welt. Wie notwendig und heilsam ist daher immer wieder der oft zitierte Perspektivenwechsel. Er ist für mich die Umsetzung der Urforderung und Einladung Jesu zur Umkehr und zum Umdenken. Nicht von großen Zahlen träumen und den Zeiten nachtrauern, in denen wir sie in unseren Kirchen und Veranstaltungen noch hatten, sondern sich umbesinnen auf die sowohl schockierende als auch befreiende Wahrheit, dass Gott sich

bevorzugt dort offenbart, wo man ihn am wenigsten vermutet oder erwartet. Wer offene Augen hat für die Randerscheinungen in Personen und Situationen, kann wahre Wunder und großartige Entdeckungen erleben.

In der Fußgängerzone von Hamburg bin ich beim Kaufen der Obdachlosenzeitung mit dem Verkäufer in ein interessantes Gespräch gekommen. Er hat mir viel aus seinem Leben erzählt, in dem vieles dumm gelaufen war, in dem er selbst viel Mist gebaut hat, in dem er immer wieder hilfsbereite aber auch hartherzige und selbstgerechte Menschen getroffen hat. Dieses erzählte Leben eines Menschen am Rande unserer Gesellschaft, eines Obdachlosen, hat mich hellhörig gemacht. Was wäre aus mir geworden, wenn in meinem Leben die Weichen so wie bei ihm gestellt worden wären und seine Vorgaben die meinigen gewesen wären? Diese Begegnung fand am Rande des Katholikentages statt, nicht geplant, nicht organisiert. Dennoch war und ist sie mir wertvoll, ja sogar heilig. Es ging nicht darum, dass ich der große oder auch hilflose Helfer war. So habe ich mich auch schon erlebt. Es ging um eine Unterhaltung von Mensch zu Mensch. Es ging um ganz einfache menschliche Vorgänge: Da sein, Zeit haben, zuhören, sprechen, einfühlen, sich interessieren, auch lachen und Spaß machen... Im einfach Menschlichen, auch im Tragischen, im Unbegreiflichen, im Erstaunlichen und Unvorstellbaren, in den tiefsten und höchsten Tönen menschlichen Lebens kommt Gott selbst – seit seiner Menschwerdung – zum Vorschein. Gott erscheint an den Rändern. Gott wohnt unter den Brücken, auf Bahn-

hofsvorplätzen und auf Parkbänken. Heilige Orte sind oft gerade dort, wo man es nicht für möglich hält. Nicht nur in den Großstädten, sondern überall kann man solchen Randerscheinungen begegnen: in jedem Gremium, bei jeder Veranstaltung, an jeder Kirchentür, in so manchem Telefongespräch, in so vielerlei Gestalten und Variationen.

Für mich bleibt die Frage und die Hoffnung, ob und inwieweit wir dafür ein Gespür entwickeln und bewahren? Ob wir bereit sind, unser Gewohnheits- in ein Überraschungsherz verwandeln zu lassen? Ob wir uns locken und herausfordern lassen von den Seligpreisungen und Seliggepriesenen Jesu in der Bergpredigt?

Mag sein, dass wir dann weniger vorzuweisen hätten an gut gemeinten Konzepten und ausgetüfteltem Pastoralmanagement. Mag auch sein, dass dadurch manche bisher noch für heilig gehaltene Ordnung nicht mehr so fein sauber glänzen würde. Mag auch noch sein, dass wir uns manchen Unmut und Ärger einhandeln würden.

Gewiss würden wir manches verlieren, aber auch vieles neu gewinnen. Aber auch die Ermutigung zum Verlieren-können und Loslassen höre ich im Evangelium. Zu den Verlierern und Verlorenen, zu den Gescheiterten und Erfolglosen, zu denen am Rande weiß Jesus sich gesandt. Also brauchen wir uns auch nicht zu schämen, in ihre Reichweite zu kommen, uns auf ihre Seite zu stellen oder selbst dazugehören. Gott sei Dank gibt es Frauen und Männer in unserem Land, die das nicht nur verkünden, sondern auch verkörpern. Froh bin ich, dass ich ein paar davon kenne. Sie ermutigen mich, auf meinem Weg die Randerscheinungen vieler Blicke zu würdigen, sie groß zu schreiben und dadurch Ehre zu geben, wem Ehre gebührt, dem immer noch kleineren gegenwärtigen Gott.

Zu diesem Heft

In einer Zeit, die stark von synkretistischen und esoterischen Strömungen geprägt ist, wird es zunehmend wichtiger, grundlegende Wahrheiten des christ-katholischen Glaubens festzuhalten und aus dem Gesamtzusammenhang der Verkündigung heraus zu verdeutlichen. Dieses Ziel hat sich **P. Hermann-Josef Lauter OFM** in seinem Beitrag gesetzt.

Prof. Dr. Ralph Sauer, an der Hochschule Vechta für praktische Theologie und Religionspädagogik zuständig, weist darauf hin, dass die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Stille gerade heute eine grundlegende Voraussetzung für die Begegnung mit Gott ist.

Teamarbeit in der Seelsorge ist nicht einfach, aber durchaus erlernbar. Der Teufel steckt im alltäglichen Detail. Welche Einzelheiten dabei zu beachten sind, schildert **Dr. Peter Abel**, der im Bistum Hildesheim als Dozent für Pastoraltheologie tätig ist und die Gemeindeberatung leitet.

In seinem Beitrag wertet **Thomas Kroll**, Dipl. Theologe, Supervisor und Mitarbeiter der Kath. Fernseharbeit, diesmal die Erfahrungen mit der ZDF-Fernsehreihe „Glut unter der Asche“ aus. Er macht aber auch grundsätzliche Anmerkungen zur Gattung des „Spirituellen Dokumentarfilms“.

Hermann-Josef Lauter OFM

An wen glauben wir Christen?

Vorwort

Zur Zeit gibt es so etwas wie eine „Credo“-Welle. Gemeint ist die Veröffentlichung persönlicher Glaubensbekenntnisse. Nachdem Jörg Zink eine kleine Sammlung unter dem Titel „Das christliche Bekenntnis – Ein Vorschlag“ publiziert und kommentiert hat (Kreuz Verlag, Stuttgart), hat nun auch Harald Pawlowski ein „Credo-Projekt“ initiiert und aus tausenden Eingaben zwei Bände mit einigen hundert Texten zusammengestellt (Publik-Forum-Buch „Mein Credo“ I und II).

Wie nicht anders zu erwarten, kommt in diesen Bekenntnissen vor allem die persönliche Betroffenheit zum Ausdruck: „ICH glaube...“. Der folgende Text ist demgegenüber mehr eine Erklärung des christlichen Glaubens, in der das von der Offenbarung Vorgegebene (*fides quae*) im Vordergrund steht. Der Aufbau ist dementsprechend heilgeschichtlich. Die Struktur ist wie in den kirchlichen Glaubensbekenntnissen trinitarisch. Dabei leitet mich die Überzeugung, dass in unserer Situation der Begegnung der Weltreligionen eine Neubesinnung auf das „*specificum christianum*“ erforderlich ist. Es geht nicht nur um theologische Profilierung, sondern um persönliche Aneignung und Vertiefung. Die „*fides quae*“ und die „*fides qua*“ (die existentielle Betroffenheit) müssen sich gegenseitig durchdringen. Daraus kann eine trinitarische Spiritualität erwachsen, wofür es in der Geschichte faszinierende Beispiele gibt.

Der Beitrag ist gedacht als Grundtext für erschließende Glaubensgespräche (dazu auch die Hinweise auf fundierende und weiterführende Schrifttexte). Eine Kurzfassung

Zur Situation

Die Zeit, in der Europa religions-weltanschaulich wie selbstverständlich vom Christentum geprägt war, ist vorbei. Der Auflösungsprozess, der zu der heutigen Situation geführt hat, „Neuzeit“ oder „Moderne“ genannt, ist seit Jahrhunderten im Gang. Zwar hat sich die Voraussage mancher Philosophen und Soziologen, die das Aussterben der Religion in der modernen Gesellschaft angekündigt haben, nicht bewahrheitet. Im Gegenteil: Religion „boomt“, wie man zu sagen pflegt; es ist dies aber nicht das Christentum, der christliche Glaube, wie wir ihn verstehen. Eine „neue Religiosität“ breitet sich aus, die sich nicht unwesentlich von der traditionell-christlichen unterscheidet. Es ist schwer, sie genau zu erfassen und zu artikulieren. Sie ist recht diffus und nebulos, weniger an Theorien als an Praktiken interessiert. Verschiedene Strömungen fließen in ihr zusammen: das Weltbild der modernen Wissenschaften, welche das Weltall in seiner Unermesslichkeit dennoch als ein zusammenhängendes Ganzes und als einen dynamischen Prozess zu verstehen suchen; die Einsichten der Psychologie, welche den Menschen weniger als souveränes Ich denn als Bündel von bewussten wie unbewussten Trieben beschreibt; das Zusammenströmen der verschiedenen Religionen in einer sich immer mehr verflechtenden Weltkultur und manche anderen Faktoren geistiger und gesellschaftlicher Art treiben den heutigen Menschen um in seiner Suche nach Sinn und Orientierung seines Lebens.

Die Zeit eines naiven Fortschrittsglaubens ist ebenfalls vorbei. Die weltanschaulichen Utopien, die eine immer schönere Welt programmierten, sind einer verbreiteten Skepsis gewichen, sei es durch politisches Scheitern, sei es durch die unübersehbaren negativen Folgen einer immer perfekteren Technik. Die Selbsterstörung der Welt des Menschen ist vorstellbar geworden.

Dennoch versuchen die meisten Menschen die Frage nach dem Sinn des Menschseins vor allem durch ein Höchstmaß an greifbarem Lebensglück zu beantworten. Und zweifellos gibt es viel Sinnvolles und Schönes zu erstreben: Erfolg und Selbstbestätigung im Beruf, eine glückliche Partnerschaft und Ehe, Erlebnisse verschiedenster Art in Kunst Sport und Reisen und anderes mehr. Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, dass die Chancen dafür in der Menschheit als ganzer und auch in unserer Wohlstandsgesellschaft sehr ungleich verteilt sind. Und genügt die Summe der Glücksfälle schon, um die Frage nach dem Sinn des Lebens zu beantworten? Ist es nicht vielmehr so, dass auch im besten Fall ein letztes Ungenügen bleibt und gespürt wird? Handelt es sich bei all dem Guten und Schönen, was ein Mensch je finden und schaffen kann, nicht doch um „Inseln von Sinn in einem Meer von Sinnlosigkeit“?

Lassen wir uns das einmal von dem bedeutenden polnischen Philosophen und ehemaligen Marxisten Leszek Kolakowski sagen. Er hat sich der Frage nach dem Sinn nicht nur des einzelnen Menschenlebens, sondern der Welt als ganzer gestellt, und zwar unter der Bedingung, falls es keinen Gott gibt, und kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

„Nachdem unsere Welt – niemand weiß genau wie – einmal ohne irgendeinen Zweck entstanden ist, folgt sie ihrem Lauf, völlig gleichgültig gegen unsere Wünsche, und mit Sicherheit wird sie so oder so enden: Die Erde von der sterbenden Sonne eingeäschert, das Weltall auf ewig im thermodynamischen Gleichgewicht erstarrt, das Sonnensystem auf ein schwarzes Loch reduziert. Und über das Schicksal der Menschen könnte man sagen, was Anatole France in der kürzesten Weltgeschichte so ausgedrückt hat: ‚Sie wurden geboren, sie litten, sie starben.‘ Letzten Endes scheint die Geschichte des Universums eine Geschichte der Niederlage des Seins vor dem Nichts zu sein: Materie, Leben, das Menschengeschlecht, menschliche Intelligenz und Kreativität alles muss in der Niederlage enden: All unsre Mühen, Leiden und Freuden werden für

immer im Nichts vergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen.“ Kolakowski fügt dieser Bestandsaufnahme einer Weltanschauung ohne Gott die Bemerkung hinzu: „Das klingt banal und es ist banal und deshalb bedeutsam, ist doch das Banale nichts Geringeres als das, was alle wissen und erfahren.“¹

Was alle erfahren, braucht allerdings längst nicht von allen anerkannt zu werden. Viele Menschen überspielen und verdrängen diese Grunderfahrung ihres Menschseins. Dennoch scheint in unserer Gesellschaft mehr und mehr ein Bedürfnis bewusst zu werden, das man „Sehnsucht nach Sinn“ genannt hat. Sollte nicht doch wahr sein, was der französische Philosoph, auch frühere Marxist Roger Garaudy mit dem Wort gesagt hat: „Der Mensch ist zu groß, um sich selbst zu genügen“? Im Unterschied zum Tier trägt der Mensch die Frage nach einem letzten, erfüllenden Sinn wohl in sich, kann sie aber offenbar nicht selbst beantworten.

Die „neue Religiosität“, von der eingangs die Rede war, muss auch verstanden werden als der Versuch einer Öffnung für eine übermenschliche, transzendente Antwort. Etwas wird gesucht, das hinter und in allem Endlich-Vordergründigen existiert, eine Urkraft, die das Ganze beseelt und zusammenhält. Hier drängt sich das Wort „Gott“ auf, womit in der jüdisch-christlichen Tradition ein personales Wesen gemeint ist. Aber da empfinden heute viele Menschen, die durchaus „religiös“ sein wollen, erhebliche Schwierigkeiten. Bedeutet „Person“ nicht etwas zu Enges, so wie jede menschliche Person sich als begrenzt und eben nicht als das Ganze erfährt? Ist das Gottesbild der Bibel nicht doch ein Spiegelbild menschlicher Wunsch- und Angstphantasie, das einem mythologischen Denken angehört, wie es aufgeklärten Menschen nicht mehr möglich ist? Sind die Gedanken über das Absolute, wie sie uns in den großen Religionen Asiens, im Hinduismus und Buddhismus begegnen, nicht größer und erhabener? Und ist das mystische Einswerden mit diesem unsagbaren Weltengrund nicht faszinierender als der christliche Glaube an den Gott, der sich als „Person“ offenbart haben soll?

In diesem geistigen Klima unserer Gesellschaft, das hier nicht umfassend beschrieben werden kann, sondern zahllose Abschattungen und Mischformen enthält, auch mit traditionellen Elementen, stellt sich die Frage nach dem christlichen Glauben neu. Sie wird nicht nur von Außenstehenden, sondern auch von gläubigen Christen gestellt, die sich angesichts der heutigen Situation über ihren Glauben neu Rechenschaft geben wollen: Was glauben wir Christen? Und wie unterscheidet sich dieser Glaube von dem anderer Menschen, anderer Religionen? Diesen kritischen Fragen dürfen wir nicht ausweichen, weder vor uns selbst noch vor anderen Menschen. Im 1. Petrusbrief wird den Christen aller Zeiten gesagt: „Seid stets bereit, einem jeden Rechenschaft zu geben, der euch nach dem Grund eurer Hoffnung fragt“ (3,15). Der Glaube ist zwar nach unserer Überzeugung ein „Geheimnis“, und das Glaubekönnen ist eine Gnade. Das bedeutet aber nicht, dass unser Glaube etwas ganz Irrationales ist. Der Glaube ist vielmehr ein Licht, das dem Menschen einleuchtet, auch seiner Vernunft, wenngleich er nicht vom Menschen erdacht und erfunden werden kann.

Im folgenden wollen wir versuchen, das Wesentlichste des christlichen Glaubens kurz zusammenzufassen und darzustellen.

I. Gott teilt sich mit

1. Was ist eine „Person“?

Die Antwort auf diese Frage lässt sich auf den Punkt bringen: *Eine Person ist ein Wesen, das lieben kann.*

Der Mensch erwacht zum Personsein im Gegenüber zu seiner Mutter. Ein Säugling ließe sich hygienisch vielleicht auch von einer Maschine versorgen, aber da fehlte etwas Wesentliches. Die Mutter spricht und lacht das Kind an, bis es eines Tages zurücklacht. So erwacht das Kind zu seinem Personsein: Der Funke der Liebe hat im Herzen des Kindes gezündet und springt zurück zur Mutter. Wenn ein Kind liebevoll betreut

wird, vertieft und entfaltet sich sein Personsein in einem Raum des Vertrauens und der Zuneigung.

2. Gottes Selbstmitteilung

Die Menschen aller Zeiten und Kulturen bezeugen eine Ahnung des Göttlichen. In seiner Rede auf dem Marktplatz von Athen bestätigt Paulus seinen Zuhörern, dass sie ein äußerst lebhaftes Gefühl für religiöse Dinge haben; so entspreche es der Bestimmung des Menschen, nämlich „Gott zu suchen, ob sie ihn etwa ertasten und finden möchten der doch nicht fern von einem jeden von uns ist: Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,27 ff). Das klingt geradezu modern, auch in seiner Unbestimmtheit.

Der Glaube Israels ist demgegenüber klarer und bestimmter. Er besagt, dass sich Gott in diesem Volk als Person geoffenbart hat. Das beginnt mit der Berufung Abrahams und erreicht seinen Höhepunkt, indem Gott auf die Frage des Mose, was denn sein Name sei, die Antwort gibt: „Ich bin, der Ich bin“ (Ex 3,14). „Ich“: Damit spricht Gott sein Personsein aus; „der Ich bin“ – das kann einmal so verstanden werden: Mein Wesen ist für Menschen unbegreiflich, geheimnisvoll. Man kann diese Aussage aber auch so verstehen: „Ich bin da“, für dich Mose, und für dein Volk. Ich werde von jetzt an immer für euch da sein. Glaub an mich, haltet euch an mich! Das ist euch zum Heil.

Israel wird diesen Glauben annehmen und auf einem langen Erfahrungsweg immer mehr vertiefen. Es wird zur Erkenntnis kommen, dass es keinen anderen Gott gibt als „Jahwe“ und dass dieser Gott der Schöpfer aller Dinge ist. Im Licht dieser Offenbarung erkennt der Mensch sich selbst als Gottes „Abbild“. ihm ähnlich (Gen 1,26). Deshalb kann er auch umgekehrt von sich auf Gott schließen: „Sollte der nicht hören, der das Ohr gepflanzt hat; sollte der nicht sehen, der das Auge geformt hat?“ (Ps 94,9).

Gott ist „Person“. Er ist ein Wesen, das lieben kann. Israels Geschichte ist die Liebes-

geschichte mit seinem Gott. Jahwe erwählt Israel als sein Volk und schließt einen „Bund“ mit ihm. Dieser Bund ist etwas anderes als ein politisches und militärisches Bündnis, denn Gott bringt sich selbst als Person in diesen Bund ein. Die Propheten gebrauchen dafür das Bild der Ehe. Indem Gott sich zum persönlichen Partner Israels macht, macht er sich auch verletzlich. Abfall vom Bundesgott zu anderen Göttern ist wie Ehebruch.

Nicht nur mit dem Volk als ganzem, als Kollektiv, schließt Jahwe seinen Bund, sondern in diesem Volk mit jedem einzelnen Menschen; jeder einzelne ist in diesem Bund persönlich angesprochen und umfassen. Was Gott dem Volk als ganzem sagt, kann darum jeder Israelit auf sich selbst beziehen: „Ich habe dich beim Namen gerufen: Mein bist du!“ (Jes 43,1) „Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, eine Mutter ihren lieblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergessen würde: Ich vergesse dich nicht. Sieh her: Ich habe dich eingezeichnet in meine Hände“ (Jes 49,15 ff.).

Diese Zusage ist durch Jesus Christus auch auf uns übergegangen. Sie bildet den Kern unseres Glaubens an Gott. Wer ihn annimmt, kann sich sagen: Ich bin kein verlorenes Sandkorn in der Wanderdüne der Evolution und Weltgeschichte. Gott sieht mich, kennt mich persönlich, hat meinen Namen in seine Hand geschrieben. Was immer mir auch zustoßen mag in meinem Leben, im letzten bleibe ich geborgen in Gott, der mich begleitet und allen Widerfahrnissen zum Trotz ans Ziel bringen wird. Und selbst wenn ich mich verirren sollte wie der verlorene Sohn, bleibt er sich selbst und seinem Versprechen treu, „denn er kann sich nicht verleugnen“ (2 Tim 2,13).

Das meint Jesus, wenn er uns lehrt, Gott als „Abba“, „lieber Vater“, anzusprechen. Es geht in unserem Glaubensleben nur um dieses Eine: Dass wir uns Gott anvertrauen mit unserer ganzen Person, unserem ganzen Leben; dass wir diesen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft (Dtn 6,5) und uns als seine Söhne und Töchter, als Geschwister anneh-

men und lieben. Das ist im Grunde etwas ganz Einfaches – was nicht heißen soll, dass es immer leicht wäre. Je weiter wir im Glaubensleben voranschreiten und reifen, desto einfacher wird es. Das bezeugen alle Heiligen.

3. Sich halten an den Unfassbaren

Aber, so wird man dem entgegenhalten, kann man Gott denn lieben wie einen Menschen? Bleibt er nicht unaufhebbar der Unbegreifliche, Unfaßbare? Entspricht denn das Bild der Welt, die Geschichte der Menschheit mit all dem Schrecklichen, das sie enthält, und auch die persönliche Lebenserfahrung der Gläubigen mit ihren Enttäuschungen und Dunkelheiten wirklich diesem Bild Gottes? Ist das nicht alles zu schön, um wahr zu sein?

Es hat keinen Sinn, die Augen vor diesen Erfahrungen und Fragen zu verschließen. Es sind dieselben Fragen, die auch die Psalmisten und Ijob im Alten Testament an Gott stellen. Können die Antworten, die sie erhalten, befriedigen? Nein. Es bleibt ein dunkler Rest, der in diesem Leben nicht aufgeht. Tiefer als all das geht, was Gott im Kreuz seines Sohnes zu der Frage nach dem Sinn des Leidens sagt, nicht nur mit belehrenden Worten, sondern durch eine Tat der Liebe, die alles Begreifen übersteigt (Eph 3,19). Gott macht sich solidarisch mit dem leidenden Menschen, indem er sein Leiden teilt. Hier liegt das wahre „Mehr“ des Christus-Ereignisses gegenüber allem, was im Alten Bund geschehen ist.

Aber auch für Christgläubige bleibt ein Rest an Dunkelheit, bleiben oft quälende Fragen, die sich an ihren Gott richten, wenn das Schicksal sinnlos zugeschlagen hat: Warum hast du das zugelassen? Die letzte Antwort wird uns Gott einmal am Ende des Lebens, am Ende der Geschichte geben. Bis dahin leben wir aus der Kraft der Verheißung: „Er wird jede Träne von ihren Augen trocknen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Jammer, noch Mühsal: Denn das erste ist vergangen. Der

auf dem Throne sitzt, sprach: „Siehe, Ich mache alles neu.“ (Offb 21,4 f)

Glauben heißt: Sich halten an den Unfaßbaren. Ist das nicht ein Widerspruch in sich? Rational gesehen, ja. Aber der Glaube hat seine eigene Logik, die tiefer ist als nur menschliches Denken. Und er kann sich auf Erfahrung stützen, wie sie unzählige Glaubende gemacht haben und immer wieder machen: Man kann sich an den Unfaßbaren halten. Er ist der einzige Halt, der unverbrüchlich ist. Mit ihm können wir leben und sterben.

II. Jesus Christus: Gottes letztes Wort

1. Die Sendung Jesu

Der Evangelist Markus fasst die Botschaft Jesu in dem Wort zusammen: „Die Zeit ist erfüllt, nahegekommen ist das Reich Gottes. Bekehrt euch und glaubt an die frohe Botschaft!“ (1,15).

Jesu verstand seine Sendung als unmittelbar nur an das Volk Israel gerichtet (Mt 15,24). Er wollte Israel sammeln (Mt 23,37) und durch Bekehrung auf den Anbruch der Gottesherrschaft vorbereiten. Die Völker der Heiden würden sich dann einer prophetischen Ankündigung gemäß (Sach 2,15; Jes 2,2 f) Israel anschließen und auch Gottes Volk sein.

Die Botschaft vom Reich Gottes wendet sich an alle Menschen, vornehmlich aber an die Armen und Verachteten, die schuldig Gewordenen und an den Rand der Gesellschaft Geratenen. „Mit dem Finger Gottes“ treibt Jesus Dämonen aus (Lk 11,20) und heilt Kranke als Zeichen dafür, dass in seinem Wirken das Reich Gottes schon im Kommen ist. Es ist das Reich der Liebe und Versöhnung. Von dem verlorenen Sohn wird nichts anderes als die Rückkehr zum Vater erwartet. Versöhnungsbereitschaft der Menschen untereinander ist auch die Voraussetzung für den Gottesdienst, den Frieden mit Gott (Mt 5,23-26).

Mit dieser Botschaft ist Jesus aufs ganze gesehen an seinem Volk, vor allem an dessen geistigen Führern gescheitert. Am Ende weint er über Jerusalem, weil es nicht erkannt hat, was ihm zum Frieden dient (Lk 19,41-44). Je näher Jesus sein Scheitern kommen sieht, desto stärker wird das Gericht zum Thema seiner Predigt (z. B. Mt 21,33-44).

Es geht nicht an, diese Seite der Verkündigung Jesu zu unterschlagen; wir bekommen sonst ein halbiertes Gottes- und Christusbild. Nicht nur Israel ist für das Scheitern Jesu verantwortlich, sondern auch die Heiden. Die Apostelgeschichte sieht in den politisch Verantwortlichen für den Kreuzestod Jesu die Repräsentanten aller Menschen: „Wahrhaftig, verbündet haben sich in dieser Stadt gegen deinen Knecht Jesus, den du gesalbt hast, Herodes und Pontins Pilatus mit den Heiden und den Stämmen Israels“ (4,27). Hier wird die Tiefendimension des Geschehens deutlich. Es geht letztlich um „die Sünde der Welt“, die Jesus als „das Lamm Gottes“ auf sich nehmen und wegtragen soll (Joh 1,29). Das ist seine Sendung, ist auf eine geheimnisvolle Weise die Absicht Gottes: „In Ungehorsam hat Gott alle zusammengeschlossen, um sich aller zu erbarmen“ (Röm 11,32).

2. Tod und Auferstehung Jesu

Der Tod Jesu am Kreuz scheint sein Scheitern endgültig zu besiegeln. Dann aber geschieht etwas, wodurch sich alles wenden sollte: seine Auferstehung.

Man hat immer wieder versucht, die Auferstehung Jesu als Wunschphantasie seiner Jünger zu erklären. Diese Erklärung ist unwahrscheinlich und eher das Produkt der Wunschphantasie derer, die die Auferstehung Jesu nicht wahrhaben wollen. Sie versagt vollkommen bei Paulus, dessen Bekehrung von einem Christenverfolger zum Christusjünger sich nicht ohne ein umwerfendes Ereignis verstehen läßt. „Ich erkläre euch, Brüder“, schreibt der Apostel in seinem Brief an die Galater (1,11-16), „das

Evangelium, das ich verkündigt habe, stammt nicht von Menschen; ich habe es ja nicht von einem Menschen übernommen und gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi. Ihr habt doch gehört, wie ich früher als gesetzestreuer Jude gelebt habe, und wisst, wie maßlos ich die Kirche Gottes verfolgte und zu vernichten suchte. In der Treue zum jüdischen Gesetz übertraf ich die meisten Altersgenossen in meinem Volk, und mit dem größten Eifer setzte ich mich für die Überlieferung meiner Väter ein. Dann aber gefiel es dem, der mich schon im Mutterschoß ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, mir seinen Sohn zu offenbaren.“

Was besagt diese Offenbarung für Paulus? Vor allem, dass Jesus „der Sohn Gottes“ ist. An ihn wird Paulus von nun an so glauben wie an Gott: mit der Hingabe seiner ganzen Person und seines ganzen Lebens. Christsein bedeutet für den Apostel nicht weniger als das, was er mit dem Wort bekennt: „Ich lebe – nein, nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir. Das Leben, das ich hier verbringe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (Gal 2,20).

Die Offenbarung Jesu Christi besagt für Paulus zugleich, dass der Kreuzestod nicht das endgültige Scheitern seiner Sendung war, sondern, zusammen mit seiner Auferweckung, deren Erfüllung. Gott hat den Kreuzestod seines Sohnes um der Liebe willen, die Jesus darin bis zum äußersten, bis in die Finsternis seiner Gottverlassenheit (Mt 27,46), durchgehalten hat, umgewertet zum „Preis“ (1 Kor 6,20; 7,23) für die Erlösung der Sünder. Gottes Heilswirken geschieht in den Dimensionen von Gericht und Gnade. Am Kreuz ereignet sich etwas, das man „Stellvertretung“ nennen kann. Ein dem Alten Testament entnommener Begriff dafür ist „Sühne“. So kann Johannes in Übereinstimmung mit Paulus (Röm 3,25) sagen: Jesus Christus „ist die Sühne für unsere Sünden, und nicht nur für unsere, sondern auch für die der ganzen Welt“ (1 Joh 2,2; 4,10; vgl. Hebr 2,17; 9,28).

Das mag in den Ohren moderner Menschen fremd und hart klingen. Aber konfrontieren wir uns nur einmal mit den ungeheuerlichen Verbrechen, die in unserem Jahrhundert aus Völker-, Rassen- oder Klassenhass geschehen sind, so kann uns eine Ahnung kommen, dass sich das nicht mit einem Federstrich beseitigen läßt. Der Glaube an Jesus Christus, den Gekreuzigten, gibt uns Hoffnung nicht nur für die Opfer, sondern auch für die Täter, weil er ja auch für seine Mörder am Kreuz gebetet hat (Lk 23,34).

Wir wissen nicht, ob alle Menschen gerettet werden, sich retten lassen, wie es Gottes Wille ist (1 Tim 2,4). Aber Christus „hat sich als Lösepreis für alle hingegeben“ (1 Tim 2,6). Darum dürfen wir für alle hoffen.

3. Das Geheimnis der Person Jesu

Wir Christen glauben, dass Christus der Erlöser der Welt ist. Das kann er nur sein, wenn er mehr ist als ein bloßer Mensch. Was die Jünger schon vor seiner Auferstehung zu glauben begannen: Dass Jesus mehr ist als ein „Prophet“, nämlich der Messias, wie Petrus es für alle bekennt (Mk 8,29), das wurde ihnen nach seiner Auferstehung zur sieghaften Gewissheit. Aber auch dieser Titel reicht nicht aus, um das Geheimnis der Person Christi zum Ausdruck zu bringen. Jesus Christus ist der „Herr“, wie einmal alle Menschen bekennen werden (Phil 2,9-11), und er ist der Herr, weil er „der Sohn“ ist, „der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters seine Heimat hat“ (Joh 1,18). Er ist „das Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15), so dass gilt: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). In ihm hat Gott die Welt mit sich versöhnt (2 Kor 5,19; Kol 1,20). Glauben heißt, diese Versöhnung annehmen und sich im Namen Christi mit allen anderen Menschen versöhnen. „Denn er ist unser Friede“ (Eph 2,14). „Schalom“, Friede, das ist der Einklang Israels mit seinem Gott in allen Lebensbereichen, das ist der Einklang aller Völker mit dem Gott und Vater Jesu Christi.

Im Tod und in der Auferstehung Jesu ist das unwiderruflich grundgelegt und für alle zugänglich und greifbar geworden. Vollen-det wird es erst bei seiner Wiederkunft, wenn er die Herrschaft dem Vater übergibt, „damit Gott alles in allem sei“ (1 Kor 15,28).

Nicht nur die Menschheit, sondern die ganze Schöpfung wird dann von dem Frieden und der Herrlichkeit Gottes erfüllt sein. „Denn die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Die Schöpfung ist ja der Vergänglichkeit unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat; aber zugleich gab er ihr Hoffnung. Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt. Aber auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist empfangen haben, seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden.“ (Röm 8,19-23)

Der Mensch ist die Mitte der Schöpfung. Das mag angesichts der Unermesslichkeit des Weltalls und der Unzählbarkeit der Gestirne als Überheblichkeit erscheinen. Aber nicht die Sterne können Gott erkennen und seine Liebe erwidern, sondern nur die geistbegabten Geschöpfe. Sie sind das Herz der Schöpfung. Wenn aber das Herz krank ist, ist es der ganze Leib. Und wenn das Herz geheilt wird, wirkt sich das auf den ganzen Leib aus. Im Denken, im Lebens- und Weltgefühl heutiger Menschen ist der Zusammenhang aller mit allem neu bewusst geworden. Was z.B. die „New-Age“-Bewegung beseelt, ist dieses Bewusstsein. Es findet seine Entsprechung in der Offenbarung, die uns zugleich die Erfüllung der Sehnsucht verheißt, dass einmal die ganze Schöpfung heil und eins sein wird.

Auch diese universale Hoffnung ist uns in Jesus Christus gegeben. Gott „hat uns das Geheimnis seines Willens kundgetan, wie er es gnädig im voraus bestimmt hat: Er hat beschlossen, die Fülle der Zeiten heraufzuführen, in Christus alles zu vereinen, alles,

was im Himmel und auf Erden ist“ (Eph 1,9 f).

III. Der Geist der Sohnschaft

1. Der Geist in der Sendung des Sohnes

Im Alten Testament ist viel vom „Geist des Herrn“ die Rede, durch den Gott die Welt erschaffen hat und in der Welt wirkt, vor allem in seinem Volk Israel. Er ist Gottes Ausstrahlung und Kraft. In *diesem* Geist wird Jesus seine Sendung vollbringen.

Vor der Menschwerdung des Sohnes Gottes verkündet der Engel Gabriel der Jungfrau Maria: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten“ (Lk 1,35). Bei der Taufe durch Johannes kommt der Geist auf neue Weise auf Jesus herab, um von da an sein Wegführer zu sein. So heißt es am Beginn dieses Weges: „Dann wurde Jesus vom Geist in die Wüste geführt“ (Mt 4,1). So könnte jeder Abschnitt seines Weges im Evangelium eingeleitet werden.

Der Heilige Geist ist gewissermaßen das Medium, das den Vater im Himmel mit dem Sohn auf Erden verbindet. Wir dürfen uns nicht vorstellen, Jesus habe seinen Lebensweg mit allen Einzelheiten im voraus gekannt – das wäre kein echt menschliches Leben. Er hat sich nicht selbst geführt, sondern ganz der Führung Gottes überlassen. Nur so konnte er auch für uns zum „Anführer und Vollender des Glaubens“ werden (Hebr 12,2). Glauben heißt ja: Sich Gott anvertrauen, sich von Gott führen lassen. Der Hebräerbrief läßt auch Jesus sprechen: „Ich will auf ihn vertrauen“ (2,13). „Kraft des ewigen Geistes“ wird er sich schließlich am Kreuz zur Erlösung der Sünder darbringen, „damit wir dem lebendigen Gott dienen“ (Hebr 9,14).

2. Der Geist in uns

Der Glaube an Jesus Christus ist keine Entscheidung, die ein Mensch aus eigener

Kraft vollbringen könnte. Sie bedarf der Erleuchtung und Kraft des Heiligen Geistes: „Niemand kann sagen: Jesus ist der Herr, außer im Heiligen Geist“ (1 Kor 12,3).

Christsein ist Teilnahme an der Gottessohnschaft Jesu Christi. Das bewirkt der Geist in uns. Durch ihn sind wir einbezogen in die Beziehung des Sohnes zum Vater: Wir haben „den Geist der Sohnschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater! Er, der Geist, bezeugt es unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind“ (Röm 3,15 f; Gal 4,6 f). Darum können wir „gesinnt sein wie Christus Jesus“ (Phil 2,5), können uns „vom Geiste Gottes leiten lassen“ (Röm 8,14) und die „Früchte des Geistes“ in unserem Leben erbringen (Gal 5,22-25). Der Geist verteilt die verschiedenen Gnadengaben, die notwendig sind für das Leben der Kirche und jeder Gemeinde (1 Kor 12). Eine davon ist die Gabe der Leitung, das geistliche Amt. Es hat die Aufgabe, die Entfaltung der anderen Gaben zu fördern, aber auch zusammenzuhalten. Das Amt ist Dienst an der Vielfalt in der Einheit.

Christus ist gestorben, „um die zerstreuten Kinder Gottes zur Einheit zu sammeln“ (Joh 11,25). Die Sünden der Selbstsucht haben die Menschheit gespalten und spalten sie immer wieder. Sie sind der Ursprung von Feindschaft, Hass und Krieg, im großen wie im kleinen. Der Geist Christi ist dagegen der Geist der Versöhnung, der die Menschen vereinigt zum „Leib Christi“: „Wir sind doch alle in *einem* Geist zu *einem* Leib getauft, ob Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, und alle sind wir mit *einem* Geist getränkt“ (1 Kor 12,13; vgl. Eph 4,3-6).

Damit ist das Wesen und der Auftrag der Kirche ausgesprochen. Im Hohepriesterlichen Gebet hat Jesus diese Einheit für seine Jünger erbeten. Sie ist nicht weniger als die Teilnahme an der Einheit des Vaters mit dem Sohn und des Sohnes mit dem Vater in der Liebe. Sie soll das entscheidende Zeugnis für die Welt sein, damit diese zum Glauben an Christus kommen kann. Das Zweite Vatikanische Konzil hat das zusammengefasst in dem Satz: „So erscheint die ganze Kirche als das von der Einheit des Vaters

und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk Gottes.“ (Lumen Gentium, 4).

Dieses Bekenntnis zum Geheimnis der Kirche kann nicht ausgesprochen werden, ohne zugleich die Schuld und das Versagen der Christen zu bekennen. die in der Geschichte immer wieder gegen den Geist der Einheit gesündigt haben. Wir müssen uns immer wieder bekehren, Zwietracht und Spaltung zu überwinden suchen, um Menschen kein Ärgernis zu geben, die uns vor allem nach der Gesinnung und den Taten der Liebe beurteilen.

3. Der Geist in Gott: „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,8.16)

Christsein ist nur möglich im Heiligen Geist. Da stellt sich die Frage: Wer oder was ist dieser Geist? Ist er nur eine Ausstrahlung und Wirkung Gottes nach außen, in die Schöpfung und die Herzen der Menschen hinein?

Jesus sagt den Jüngern: „Ich werde den Vater bitten. und er wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll: den Geist der Wahrheit“ (Joh 14,16 f). „Der Helfer, den der Vater in meinem Namen senden wird, der Heilige Geist, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Joh 14,26; vgl. Joh 15,26). Hier ist offenbar nicht nur von einer Kraft Gottes, sondern von einer Person die Rede, für die im Johannes-evangelium der Name „Paraklet“, d. h. Beistand, Helfer, Tröster, steht. Ihm vertraut der scheidende Christus seine Jünger an, damit er sie tiefer in „die Wahrheit“ einführe: „Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen. Wenn er aber kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch Wegführer sein in alle Wahrheit“ (Joh 16,12 f). Hier wird noch einmal deutlich, dass die Offenbarung Gottes ein Prozess ist, eine Wegerfahrung, die Menschen im Glauben mit Gott machen. Dieser Lernprozess setzt sich durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch fort, bis wir einmal mit

unverhülltem Antlitz den schauen dürfen, der die Wahrheit schlechthin ist.

Im Neuen Testament enthüllt sich fortschreitend, dass Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist ist: *ein* Gott in drei Personen. Nur weil er mehr als nur eine Person ist, kann er in sich *Liebe* sein. Gott ist nicht ein einsames Wesen, das immer nur „Ich“ sagen kann; er bedarf auch nicht seiner Geschöpfe, um lieben zu können. Gott ist vielmehr als der dreifaltig-Eine in sich ewige Liebe, unendliches Sich-verschenken und Sich-verdanken.

Der Mensch, den Gott als sein Ebenbild geschaffen hat, ist das nicht nur, weil er Verstand und freien Willen hat, sondern wesentlich auch deshalb, weil er lieben kann und nur in der Liebe sich selbst verwirklicht. Darum wird im Schöpfungsbericht in einem Atemzug gesagt: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau erschuf er sie“ (Gen 1,27). Der Mensch wird als ein „Ich“ auf ein „Du“ hin erschaffen. Er kann sein Menschsein nur in Gemeinschaft verwirklichen.

Der Geist ist das Band der Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn. Er ist der Mitgeliebte, in dem der Vater und der Sohn miteinander kommunizieren. Ein Abbild davon ist die menschliche Familie: Vater und Mutter kommunizieren in ihrem Kind miteinander. Das Kind ist die persongewordene Liebe der Eltern.

Und Gott hat den Menschen nicht nur als sein Abbild geschaffen, sondern auf sich, auf das Urbild hin. Darum kann Augustinus sagen: „Du hast uns, o Gott, auf dich hin erschaffen, und ruhelos ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.“

Der „Himmel“ ist nicht nur ein „Schauen“ Gottes als den ganz anderen, von seinen Geschöpfen unendlich verschieden und darum unerreichbar. Das „ewige Leben“ ist vielmehr das Hineingenommen sein der Kinder Gottes in das Leben und die Liebe des dreieinen Gottes selbst. „In“ Christus, am Ort des Sohnes und in der Teilnahme an seiner ewigen Sohnschaft lieben wir den Vater im Heiligen Geist. Was jetzt schon, wenn auch

erst in der Verhüllung des Glaubens, in uns aufgebrochen ist, wird sich dann enthüllt vollenden. Das „ewige Leben“ ist nicht etwas ganz anderes als das Leben des Glaubens. Es ist uns jetzt schon geschenkt durch den, der in Person „das Brot des Lebens“ ist (Joh 6,48). Deshalb kann Christus sagen: „Wer glaubt, hat ewiges Leben“ (Joh 6,47; 5,24). Das verdichtet sich vor allem im Empfang der eucharistischen Gaben: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, *hat* ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tag“ (Joh 6,54).

Das glauben wir Christen. Das erste und letzte Wort unseres Glaubens ist „Liebe“. Gewiss bleibt in diesem Leben das Dunkel des Glaubens: „Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber werden wir schauen von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin. Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; das Größte aber von ihnen ist die Liebe“ (1 Kor 13,12 f).

Anmerkung:

¹ Leszek Kolakowski: Falls es keinen Gott gibt. Herder-Spektrum, Freiburg-Basel-Wien 1992, S. 30 f.

Gott finden in der stillen Stille

Bei einem Blick in die Bibel fällt auf, dass die entscheidenden, das Leben verändernden Begegnungen mit Gott in der Einsamkeit, vor allem in der Stille der Nacht erfolgen. Der junge Samuel, der unter der Aufsicht des Eli den Dienst im Tempel des Herrn versah, vernimmt in der Nacht den dreimaligen Ruf Gottes, der ihn zum Propheten für Israel beruft. Den Hirten auf dem Felde von Betlehem wurde zur nächtlichen Stunde von den Engeln die frohe Botschaft von der Erscheinung des Retters verkündet. Daher heißt es in der Weihnachtsliturgie im Rückgriff auf das Buch der Weisheit: „Als tiefes Schweigen das All umfing und die Nacht schon zur Mitte gelangt war, da sprang dein allmächtiges Wort vom Himmel, vom königlichen Thron herab.“ Gottes Wort wird in das Schweigen der Nacht der Welt hineingesprochen.

Als Elija auf der Flucht vor dem Königshaus in Israel zum Gottesberg Horeb gelangt, wird ihm eine überraschende Gottesbegegnung zuteil, die Gott in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt. In der kongenialen Übersetzung von Martin Buber von 1 Kön 19,11-13 heißt es: „Da vorüberfahrend Er: ein Sturmbraus, groß und heftig, Berge spaltend, Felsen malmend, her vor seinem Antlitz: Er im Sturme nicht – und nach dem Sturm ein Beben: Er im Beben nicht – und nach dem Beben ein Feuer: Er im Feuer nicht –, aber nach dem Feuer: eine Stimme verschwebenden Schweigens. Es geschah, als Elijah hörte: da verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel.“ Gott gibt sich dem Elija nicht auf mächtige, spektakuläre Weise zu erkennen, wie es unseren Erwartungen entsprochen hätte. Er nimmt nicht die Züge einer kosmischen Macht an, wie sie heute

von vielen wieder propagiert wird, stattdessen dringt „die Stimme verschwebenden Schweigens“ an sein Ohr. „Seid stille und erkennt, dass ich Gott bin!“ ruft uns der Psalmist zu (Ps 46,1). So kann Meister Eckhart sagen: „Nur in der Stille spricht Gott das ewige Wort in der Seele.“

Dieses leise Wort hat es schwer, sich in unserer lärmgefüllten Welt vernehmbar zu machen, wo der Geräuschpegel sehr hoch ist. Können wir die Stille überhaupt noch aushalten, entfliehen wir nicht lieber in die Geschäftigkeit und in den Trubel pulsierenden Lebens? Die Unterhaltungsindustrie hat der Stille den Kampf angesagt, sie garantiert akustische und optische Dauerberieselung, der wir ständig ausgesetzt sind. Wie soll da der Mensch in sich selbst zur Ruhe kommen? Auch die Seelsorger befinden sich in einem Dauerstress, sie hetzen von einem Termin zum anderen und haben sogar ein schlechtes Gewissen, wenn sie sich einmal Ruhe und Entspannung gönnen. Jesus wusste um die Gefahr des born out und zog sich daher immer wieder in die Einsamkeit auf dem Berg zurück um dort Zwiesprache mit seinem Vater zu pflegen, das war seine große Kraftquelle, die ihn befähigte, für andere da zu sein. Er gab seinen Jüngern den Rat: „Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus“ (Mk 6,31).

Immer mehr Menschen leiden heute unter dem ohrenbetäubenden Lärm, der von außen an ihr Ohr dringt. „Rund 20 bis 25 Millionen Bundesbürger, das sind etwa 40 % der Bevölkerung, fühlen sich häufig oder andauernd durch Lärm belastigt. Insbesondere für Stadtbewohner ist der Lärm diejenige Umweltbelastung, über die sie am meisten klagen“.¹ Sie sehnen sich daher nach Orten der Stille, wohin sie sich zurückziehen und allein sein können. Einer der bekanntesten Essays der amerikanischen Schriftstellerin Virginia Woolf trägt den Titel: „Ein Zimmer für sich allein.“ Stressgeplagte Manager und Politiker suchen von Zeit zu Zeit Klöster auf, um dort zur Ruhe zu kommen. Auch ein bekanntes Mitglied der deutschen Rockband „Die toten Hosen“ zählt zu ihnen. Waren es

1990 jährlich nur ein paar Hundert Anfragen, die beim Generalsekretär der Vereinigung Deutscher Ordensobern eingingen, so hat sich mittlerweile die Zahl auf 8000 erhöht; dabei sind noch nicht die vielen Anfragen berücksichtigt, die sich direkt an ein Kloster wenden. Hier wollen die Gäste über sich und über den Sinn ihres Lebens nachdenken. Das Bedürfnis nach Stille wächst unübersehbar. „Angebote organisierter Stille“ erfreuen sich gegenwärtig großer Beliebtheit.

Die schöpferische, Kraft spendende Stille ist aber mehr als die Abwesenheit von äußeren Geräuschen; auch im Inneren der Seele gibt es so vieles, was uns hindert, zur Ruhe zu kommen, und uns ständig in Atem hält: Gedanken, Phantasien, Wunschvorstellungen, Bilder, sie alle verhindern die Stille und Abgeschlossenheit. Wer Gott aber begegnen will, muss alles um sich herum und in sich zur Ruhe kommen lassen, muss aller Bilder und Willensregungen ledig werden, damit er Gottes leise Stimme vernehmen kann. Dazu will uns die Kontemplation verhelfen, die ganz auf Gott ausgerichtet ist.

Wenn heute die im Westen weit verbreitete und wachsende Gottesunfähigkeit beklagt wird, dann mag dies u. a. auch darin begründet sein, dass wir die Stille nicht mehr aushalten können, ja ihr entfliehen, weil sie uns unheimlich dünkt und uns selbst mit unseren Abgründen konfrontiert. Aber gerade in diese Abgründe unserer Seele will Gott sein heilendes und befreiendes Wort sprechen. Wir brauchen eine neue Kultur der Stille, eine Einübung in das heilsame Schweigen, damit wir Gott begegnen können. In der gegenwärtigen religiösen Erziehung greift man auf Anregungen von Maria Montessori und Héléne Lubienska de Lenval zurück, die Stille- und Konzentrationsübungen entworfen haben im Vorfeld der religiösen Erziehung.² Religiöse Erziehung erhält die Aufgabe einer Hinführung zur Stille, denn Gott ist nach Meister Eckhart „ein Licht, in sich selbst schwebend, in einer stillen Stille.“

In einem beschwörenden Appell ruft Nelly Sachs uns zu:

*„Preßt, o preßt an der Zerstörung Tag
an die Erde das lauschende Ohr
und ihr werdet hören, durch
den Schlag hindurch
werdet ihr hören
wie im Tode
das Leben beginnt.“*

Paul Claudel hat einmal bemerkt: „Gern nimmt man ein Bad in der Sonne. Doch weshalb gibt es so wenig Leute, die ein Bad in der Stille genauso schätzen?“ Um dieses Bad in der Stille müssen wir uns mühen, ja es wertschätzen, wollen wir den Spuren des verborgenen Gottes in unserem Leben nachgehen.

Anmerkungen:

¹ Monatsschrift für alle Velberter Bürger, Velbert 1990.

² M. Montessori, Kinder sind anders, Frankfurt u. a. 1980; H. Lubienska de Lenval, Die Stille im Schatten des Wortes, Mainz 1961; H. Halbfas, Das dritte Auge, Düsseldorf ³1987, 175-186 und 192-201.

Teamarbeit in der Gemeinde

Ob Hauptamtliche zusammenarbeiten oder sich eine Gemeindegruppe in einem gemeinsamen Projekt engagiert: In der Gemeinde ist Teamarbeit¹ angesagt. Doch oft ist das Gegenteil der Fall. Da ist der junge Pfarrer, der Teamarbeit möchte, aber von Aufgaben überhäuft keine Zeit findet, den Zusammenhalt seiner Mitarbeiter(innen) zu fördern. Da ist die Gemeindeferentin, die voller Idealismus auf eine gemeinsame Zusammenarbeit setzt und dabei erfahren muss, dass der Pfarrer zum Einzelkämpfer erzogen wurde. Da sagt mir die Leiterin einer Gemeindegruppe: „Das mit dem gemeinsam verantwortlichen Gottesvolk klappt nicht so ganz. Denn als es darum ging, Verantwortung für die Organisation des Pfarrfestes zu übernehmen, haben alle gesagt: ‚Gudrun, das kannst Du am besten. Mach Du’s!‘ Teamarbeit, das heißt doch in Wirklichkeit: Toll, ein anderer macht’s.“

Teamarbeit in der Gemeinde wird mit großen Erwartungen verknüpft und scheitert gleichzeitig an ernüchternden Erlebnissen, dass es gemeinsam doch nicht besser geht. Trotz hoher Erwartungen formieren sich Widerstände und Vorbehalte. Richtig ist, dass sich pastorale Arbeit heute und in Zukunft zunehmend mehr in echter Zusammenarbeit organisieren wird. Menschen arbeiten miteinander zum Wohl der Gemeinde, sind in hohem Maße selbstverantwortlich, bringen ihre Fähigkeiten ein. Was macht dabei ein gutes Team aus? Was müssen wir beachten, damit das Team leben und sich entwickeln kann? Welche praktischen Fertigkeiten brauche ich als Leiter(in) eines Teams?

Die Wirklichkeit: mehr Arbeitsgruppe als Team

Realistisch betrachtet sind die meisten in der Pastoral arbeitenden Gruppen *Arbeitsgruppen* und nicht Teams, geschweige denn Gemeinschaften². Arbeitsgruppen, zum Beispiel ein durch Versetzungen bunt zusammengewürfeltes „Team“ von Hauptamtlichen, haben ihren primären Zweck in ihrer – oft von außen vorgegebenen – Aufgabe. Arbeitsgruppen entwickeln Zusammenhalt um der guten Zusammenarbeit willen, nicht jedoch als ein gemeinsames Ideal. Arbeitsgruppen sind meist gut organisiert. Der Einzelne nimmt in der Gruppe eine klar beschriebene Aufgabe wahr. Die Führungsposition der Leitung wird von den Beteiligten anerkannt. Arbeitsgruppen sind für das Gemeindeleben wichtig. Ihre Mitglieder tauschen untereinander Informationen und Erfahrungen aus, sie treffen wichtige Entscheidungen, sie können gemeinsame Arbeitsformen entwickeln und besprechen, was getan werden muss. Die Verbindlichkeit eines Teams haben sie aber nicht – das kann einen von überzogenen Erwartungen entlasten.

Gelingende Teamarbeit

Wo Teamarbeit gelingt, werden die *Vorteile* von Teamarbeit schnell sichtbar: Gute Teams regen an. Teams wecken die Lust, etwas gemeinsam zu tun. Teams nutzen die Verschiedenheit und gleichen Vielfalt zugunsten einer gemeinsamen Basis aus; daher können sie ein vorzüglicher Ort sein, um Konflikte in der Gemeindegemeinschaft anzugehen. Teams leisten mehr, weil verschiedene Fähigkeiten auf eine Aufgabe hin gebündelt werden können. Teams erhöhen die Achtung und Wertschätzung der zusammenarbeitenden Menschen – voreinander und vor sich selbst. Teamarbeit verstärkt daher die Zusammenarbeit und ist eine Chance, persönlich zu wachsen: „Echte Teams finden immer Mittel und Wege, wie jedes Mitglied seinen individuellen Beitrag leisten und sich

dadurch auszeichnen kann.⁴³ Wo diese Vorteile von Teams zum Zuge kommen können, ist Teamarbeit in der Gemeinde angebracht. Dort sind Teams unschlagbar: in der Zusammenarbeit von Hauptamtlichen, in einem katechetischen Projekt oder in einer Eine-Welt-Initiative, die ihre Arbeit intensivieren will. Dort lohnt es sich, in Teams zu investieren, weil im Miteinander gelebte Gemeinde sichtbar werden kann.

Ein Team, so lässt es sich zunächst beschreiben, ist eine *Gruppe* von Personen mit einander sich ergänzenden *Fähigkeiten*. Die Beteiligten wollen *zusammen arbeiten* und ein *gemeinsam entwickeltes* Ziel erreichen. Sie teilen Verantwortung, klären die entsprechenden Aufgaben und Schritte miteinander. Teams müssen *überschaubar* sein. Dann kann Vertrauen untereinander entstehen und sich eine gemeinsame Arbeitskultur herausbilden. Gute Teams entwickeln ein Wir-Gefühl und eine *gemeinsame Identität*. Die Voraussetzung dafür ist ein Arbeitsvertrauen, das durch Wertschätzung und Respekt voreinander entsteht. Vertrauen wird dort gefördert, wo die Teammitglieder Interesse aneinander zeigen, sich den Schutz in persönlichen Fragen gewähren und zu ihrem Wort stehen⁴⁴. Stärken und Schwächen können angenommen werden. Die Mitglieder sind dafür offen, miteinander zu reden und sich gegenseitig zu informieren. Teammitglieder legen ihren Fokus auf das Miteinander; wir sprechen vom Teamgeist und meinen die gemeinsame Identifikation mit einer Aufgabe und den Zusammenhalt untereinander. Gute Teams haben ein ausgeglichenes Verhältnis zur Macht ihrer Mitglieder. *Leitung und Selbstverantwortung* stehen in einem Wechselspiel. Macht ist in der Teamarbeit nicht nur durch die Position definiert, sondern auch dadurch, dass die Teammitglieder ihre persönlichen Fähigkeiten einbringen, Beziehungen stärken und Ziele verfolgen. In einem guten Team kommen verschiedene Fähigkeiten zum Zuge; praktische Fertigkeiten und Fachkenntnisse, Kompetenzen im Umgang miteinander, prozessorientierte Fähigkeiten wie Problemlö-

sen, Zielorientierung und Umgang mit Konflikten gehören dazu.

Selbst wenn das Team von außen her zusammengesetzt wird, legen dessen Mitglieder hohen Wert darauf, miteinander Ziele und Grundlagen ihrer Arbeit zu entwickeln und die Aufgabe und den *Existenzzweck* des Teams zu bestimmen. Sie beschreiben die Vision ihres Teams und benennen konkrete Schritte auf dem Weg zu dieser Vision. Gute Teams werden so lebendig durch den Einsatz für die Sache und ein überdurchschnittliches *Engagement*. Organisationsberater bemerken hierzu: Es ist „unsere grundlegende Prämisse, dass Teams und Leistung untrennbar miteinander verknüpft sind. Wir sind überzeugt, dass das wirklich engagierte Team die produktivste Leistungseinheit darstellt.“⁴⁵ Während pastorale Teams sich in den Zeiten der Team-euphorie eher an gemeinschaftlichen Beziehungen orientierten, ist heute vorrangig, was das Team gemeinsam für die Gemeinde erreichen kann⁴⁶.

Teams leiten

Leitung führt. Das mag provozieren. Aber deren Auftrag ist, dass Leben in der Gemeinde gelingt, und hierzu gehört das Führen der Gemeinde in die Zukunft hinein. Die Bedingungen für die Leitungsarbeit von Laien und Priestern haben sich in den letzten Jahren grundlegend geändert. Priester haben mehr denn je die Aufgabe, sich um die Entwicklung des Pastoralteams zu sorgen, die pastoralen Mitarbeiter(innen) zu fördern und zu fordern. Hauptberuflich Tätige müssen dafür sorgen, dass Ehrenamt gelingen kann: Was braucht eine Katechetenrunde, damit sie den Beteiligten Freude macht? Welche Unterstützung braucht ein Arbeitskreis, damit freiwillig Engagierte das mühsame Tagesgeschäft caritativer Arbeit wagen? Wie kann ein Liturgiekreis Zusammenhalt entwickeln, um eine kommuniale Kultur in der eigenen Gruppe spürbar werden zu lassen? Wer leitet, steht in Verantwortung für das Gelingen solcher Teams. Verantwortung heißt in meinen

Augen dabei nicht, sich die letzte Entscheidung zu reservieren oder an der Machtposition des Teamleiters festzuhalten, sondern dem Team die Sicherheit zu geben, dass folgende Teamfunktionen⁷ umgesetzt werden können:

- *Teamaktionen koordinieren und organisieren.* Statt der Kontrolleur der Gruppe zu sein, der alle Fäden in der Hand hält und über allem steht, wird Verantwortung dadurch lebendig, dass Leitung Richtung, Unterstützung und Hilfe bietet und dabei auf die Eigenverantwortung der Beteiligten vertraut. Sie muss im Team klären, was eine gute Teamarbeit ausmacht und wie diese Arbeit praktisch aussehen soll. Leitung organisiert regelmäßige Treffen des Teams, damit sich dessen Mitglieder übereinander und ihre Aufgaben verständigen können. Sie weiß, wer im Team für eine gute Chemie sorgt. Eine gute Leitung weiß aber auch, wofür sie nicht verantwortlich ist: für jeden kleinen Schritt, für das praktische Tagesgeschäft der Mitarbeiter(innen), für Konflikte, die die Betroffenen selbst lösen können. Sie bemüht sich um Überblick, weil es um das Koordinieren und Organisieren vieler Funktionen geht.
- *Ressourcen sichern.* In der Gemeindearbeit werden die personalen und materiellen Ressourcen knapper. Doch ohne angemessene Arbeitsgrundlagen können Teams ihren Auftrag nicht ausfüllen, und deren Mitglieder verfallen in Stress und Frustration. Die Teamleitung hat die Aufgabe, die Verantwortlichen auf die Bedürfnisse und die Kapazitäten des Teams aufmerksam zu machen. Es ist ihre Pflicht zu klären, was das Team aus eigener Kraft kann und wo es die Unterstützung der Gemeinde braucht. Die Leitung muss die Bedürfnisse und Fähigkeiten der Teammitglieder kennen und die Kräfte gezielt einsetzen.
- *Zielorientiert arbeiten,* und das heißt: Probleme identifizieren, Prioritäten bestimmen, Entscheidungen fördern und Aufgaben festlegen. Gute Führung: Sie behält das Ganze im Auge und lenkt das Team

im Alltagsgeschäft immer wieder auf die wichtigen Ziele hin. Eine gute Teamleitung initiiert im Team die Antwort auf die Frage, was das Team zum Wohl der Gemeinde soll. Prioritäten schälen sich heraus, wenn die Teammitglieder Problemlagen wahrnehmen können und konkrete, erreichbare Ziele formulieren. Gemeinsame Konzepte und Projekte werden entwickelt. Aufgaben schälen sich heraus und werden abgesprochen. Leitung unterstützt demnach das Team, dass die Beteiligten sich Probleme anzusprechen trauen, dass sie neue Ideen entwickeln, nicht vorschnell auf die erste Lösung setzen, Entscheidungen in konkreten Schritten umsetzen.

- *Kommunizieren und informieren.* Als Leiter möchte ich mit den andern in einer echten und gelingenden Weise in Beziehung treten und mit ihnen im Gespräch bleiben. Daher übe ich Dialog und höre aufmerksam zu, um die Sichtweise der Einzelnen herauszufinden. Ich nehme eine offene Haltung ein, die die Initiative des einzelnen Mitglieds fördert. Ich versuche gute Rückmeldung. Ich informiere über wichtige Sachverhalte und stelle diese zur Diskussion.
- Die verschiedenen Kräfte in der Gruppe *integrieren.* In der Moderation⁸ von Gruppen haben sich hierfür Leitfragen bewährt: Wer kann was besonders gut? Haben wir hilfreiche Spielregeln entwickelt und halten wir diese ein? Wo steht die Gruppe im Augenblick? Stimmen die Erwartungen der Teammitglieder und der Teamauftrag überein oder muss zwischen unterschiedlichen Interessen vermittelt werden? Geht die Arbeit voran? Wie ist das Klima? Gibt es Außenseiter oder schwierige Mitglieder in unserer Gruppe? Gibt es Widerstände wie Lustlosigkeit, Blockaden oder Boykott von außen? Wo muss ich mehr auf die Beziehungen achten? Es gibt kein Team, in dem nicht auch Widerstände auftreten: manche empfinden, die Arbeit sei ungleich verteilt, es kommt zu Meinungsverschiedenheiten, ein Mitglied fühlt sich ausgeschlossen, es

zeigt sich Konkurrenz – alles Anlässe für Konfliktvermittlung.

- Die praktische Arbeit *fördern* und die Verwirklichung unterstützen. Ideen und Ziele sind sinnlos, wenn sie nicht im Alltagsgeschäft umgesetzt werden. Wo muss Leitung den Teammitgliedern helfen, dass das Team seine Aufgaben auch praktisch umsetzen kann? Wo kann Leitung im eigenen Arbeiten Modell sein?
- *Erfolg anerkennen*. Welche Formen gibt es in unserer Gemeinde, dem Team praktisch Danke zu sagen?
- *Vernetzen*. Was brauchen die Menschen in unserer Gemeinde? Kann das Team auf diese Bedürfnisse antworten? Wie kann Leitung den Zusammenhang von Team und Gemeinde bestärken, indem sie die Arbeit des Teams nach außen hin bekannt macht, Kontakte pflegt, auf Wünsche aus der Gemeinde eingeht? Leitung setzt sich mit anderen Teamverantwortlichen und Ideengebern in Verbindung, lässt sich von ihnen inspirieren und sichert die Arbeit des Teams nach außen hin ab.

Teamentwicklung praktisch – eine Fallgeschichte

Kann solche Teamarbeit angesichts der Realität unserer Gemeinden gelingen? Haben wir überhaupt den langen Atem, um Teams aufzubauen? Teamarbeit ist anspruchsvoll, kann aber auch gelernt werden. Das Beispiel einer Fallgeschichte aus dem pastoralen Alltag zeigt, dass Teamentwicklung⁹ möglich ist. Jedes Team lebt. Es entwickelt sich aus zögerlichen Anfängen und wird stärker. Die Mitglieder riskieren Vertrauen und finden eine erste gemeinsame Orientierung. Ein Team muss sich finden können. Teamarbeit braucht schon im Vorfeld Sorgfalt und eine gute Planung. Bernd Schmid, 35 Jahre alt und seit eineinhalb Jahren Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Elisabeth, wusste, dass er vor einer Herausforderung stand. Er hatte die Pfarrei kurz vor der Verabschiedung der langjährig tätigen Gemeindefereferentin übernommen. Tatkräftig und

mit gutem organisatorischem Geschick unterstützte ihn der Pfarrgemeinderatsvorsitzende vor Ort. Pfarrer Schmid suchte sich Begleitung und ihm wurde dabei deutlich: „Wir müssen verschiedene Aufgaben neu formulieren – in der Gemeindegemeinschaft, der Familienpastoral vor Ort und ich als Seelsorger und Chef. Wie kann ich dafür ein gutes Leitungsteam aufbauen? Ich kann nicht alles alleine tun. Aber in unserer Gemeinde gibt es Menschen, die begeisterungsfähig sind und andere mit neuen Ideen überzeugen können. Herr R. ist ein Stratege; er durchschaut die Zusammenhänge und kann die Ideen zielstrebig durchsetzen. Frau M. packt gut mit an. Diese Stärken brauchen wir jetzt. Ich selbst kann ja ganz gut Beziehungen aufbauen und verschiedene Kräfte integrieren, aber in der Konzeptionsarbeit und beim Organisieren brauche ich Mithilfe.“

Teambildung: Hinweise für die Leitung

- Keine Teamarbeit ohne Begründung dieser Teamarbeit! Klären Sie im Vorfeld mit den Verantwortlichen ab, was der Auftrag des Teams für die Gemeinde ist.
- Bevor Sie das Team bilden, kümmern Sie sich um die notwendigen Ressourcen! Sind die nötigen finanziellen, personellen und logistischen Arbeitsgrundlagen gesichert?
- Wer kann mit welchen Fähigkeiten mitarbeiten? Können Sie die Teammitglieder selbst aussuchen? Kann ich durch die Mitarbeit Ehrenamtlicher die Kompetenzen erweitern?
- Welche Strategie streben Sie an? Welche möglichen Schritte sind zu tun?

Es gibt sichere Zeichen, wenn in einem Team die elementaren Voraussetzungen anfangs nicht geklärt wurden: Die Teammitglieder schweigen, sie bezweifeln den Sinn des Teams, Misstrauen ist spürbar und die Leitung wird angefragt, niemand will Verantwortung übernehmen und Ideen entwickeln.

Wer bin ich in diesem Team und welche Beziehungen haben wir? Sind erst die Leinen

los, sucht jede und jeder im Team seinen Ort. Die Mitglieder sind gespannt und wollen Sicherheit, sie sind vorsichtig und spüren die wechselseitige Abhängigkeit, sie müssen es lernen, *Vertrauen und Akzeptanz* aufzubauen. Es ist die gemeinsame Basis, die ein Wir-Gefühl stiftet und der Arbeit eine Stoßrichtung für die gemeinsame Sache verleiht. Ohne einen sinnvollen Existenzzweck kann kein Team entstehen und bestehen. Auf dieser Basis engagieren sich die Beteiligten für die gemeinsame Sache, setzen sich für gemeinsame Beziehungen untereinander ein. Ohne eine Haltung der *Verbindlichkeit und Verantwortung*, die eigenen Fähigkeiten einzubringen, geht Teamarbeit daher nicht.

Der Start im neuen Team war nicht schlecht. Nicht nur, dass es Pfarrer Schmid nach zähen Verhandlungen mit der Personalabteilung gelungen war, zusammen mit der neuen Gemeindefeferentin und einem ständigen Diakon ein Kernteam aufzubauen, das wichtige Vollzüge des Gemeindelebens unterstützen konnte. Er lernte von einer Nachbargemeinde und erweiterte dieses Team um den Pfarrgemeinderatsvorsitzenden und zwei Ehrenamtliche zu einem Gemeindeleitungsteam. Dieses Leitungsteam nahm sich unter Begleitung miteinander Zeit, besprach die Situation in St. Elisabeth ausführlich und entwickelte Leitlinien für die pastorale Arbeit der nächsten Jahre. Man sprach Aufgaben ab und lernte sich untereinander besser kennen. Der Pfarrer wurde in seiner Auffassung gestützt, dass man jungen Familien mehr Augenmerk schenken sollte. Die Gemeindefeferentin übernahm eigenständige Aufgaben und entlastete ihn in seiner Leitung. Es war allen Beteiligten klar, dass die Zukunft von St. Elisabeth nur gemeinsam angegangen werden konnte.

Nach gelungenem Start traten erste Schwierigkeiten auf. Im Pfarrgemeinderat war das Anliegen des Teams nur schwer vermittelbar. „Was sollen wir uns um die jungen Familien kümmern, wo diese doch nicht am Gottesdienstleben teilnehmen?“ Frau M. verließ das Leitungsteam, weil sie sich den gestellten Aufgaben nicht gewachsen sah.

Hinweise für die Führung in der Anfangsphase:

- Erklären Sie den Mitgliedern den Auftrag und Sinn des Teams!
- Entwickeln Sie eine gemeinsame Vision! Erarbeiten Sie klare und erreichbare Ziele!
- Achten Sie auf die Beziehungen. Indem Sie die neuen Teammitglieder ernst nehmen, positives Interesse an deren Arbeit zeigen, Gespräch und Begegnung ermöglichen, werden Sie selbst zum Modell für Teambeziehungen.
- Suchen Sie eine Übereinstimmung für die gemeinsame Arbeit: für Spielregeln und Verlässlichkeit, für Zeiten und Arbeitsstil, für den Umgang miteinander.
- Bringen Sie Ihre Vorstellungen zu Vorgehen und Arbeitsweise in die Diskussion mit ein.
- Wo Aufträge vergeben werden, behalten Sie diese im Auge.

Die Zeit der Orientierung war für das junge Team angebrochen. Wie in vielen Gruppen war diese Phase konfliktbesetzt: Meinungsverschiedenheiten entstanden, Erwartungen wurden als unrealistisch beschrieben, die Unterschiede im Engagement für das Team waren sichtbar. Der anfängliche Enthusiasmus war verflogen. Man wollte sich nicht wirklich auf die gesteckten Aufgaben einlassen und argumentierte plötzlich dagegen. Man ließ der Empörung über die Leitung seinen freien Lauf: „Der Pfarrer gibt keine klare Linie vor und ist unentschieden“, sagte ein einflussreiches Gemeindeglied. Die Teammitglieder begegneten auf einmal einander vorsichtig.

Damit sich die Teammitglieder neu orientieren konnten, standen für Pfarrer Schmid neue Leitungsaufgaben an. Viel Kraft floss nun in gemeinsame Ziele und Arbeitsformen. Das Team musste seine Grenzen aushandeln, damit es mit Kraft seiner Aufgabe nachgehen konnte: Was war die Aufgabe des Pfarrgemeinderates, was die der Hauptamtlichen? Der Pfarrer musste nun dafür sorgen,

dass die Beteiligten ihre Rollen neu finden und gemeinsam klären konnten. Jetzt brauchte es klare Spielregeln; wer was tat, musste erneut abgesprochen werden. Praktisch hieß das: die Teammitglieder sprachen mit und brachten ihre Ideen ein, sie wollten kritisch anmerken, wie es mit der Arbeit weitergehen sollte. Sie mussten miteinander Wege finden, wie sie angemessen über ihre Beziehungen sprechen konnten oder wie sie Probleme formulieren und Lösungen finden konnten. Die Ehrenamtlichen konnten nicht mit der anfangs erwarteten Kraft mittun. Aufgaben wurden auf konkrete Aktionen hin präzisiert. Die Teambesprechung wurde aufgeteilt in einen eher informellen Teil für den Beziehungsaustausch und einen Arbeitsteil, um Probleme zu formulieren, zu entscheiden und Lösungen herauszufinden. Kreativität, Beziehungsfähigkeit und Engagement für die Sache waren die inneren Haltungen, die sich nun die Teammitglieder erwerben mussten.

Für Pfarrer Schmid war diese Zeit eine besondere Herausforderung, da er selbst oft in die Auseinandersetzungen verwickelt war. Der Weggang von Frau M. tat ihm weh. Er suchte sich den kollegialen Rat eines Mitbruders, der mit Teamentwicklung praktisch vertraut war. Ihm wurde deutlich, wie viele Mühe ihm die kollegiale Arbeitsform kostete. Er musste sich entlasten und Freiraum für seine Leitungsaufgaben schaffen. Er brauchte viel Zeit, um die Mitglieder des Leitungsteams zu ermutigen und zu unterstützen. Er spürte, dass er sich in Leitungsarbeit fortbilden musste – nahm sich aber nicht die Zeit dafür. Aber wenigstens der Wochenkurs in Arbeitsorganisation war für ihn hilfreich.

Der kritische Übergang gelang, das Team kam ins Arbeiten. Das Wir-Gefühl war deutlich spürbar, die Arbeitsenergie stieg. Manchmal hatte Pfarrer Schmid nur dafür zu sorgen, dass das Team weiter arbeitete. Das Selbstbewusstsein war gestärkt: Wir in St. Elisabeth können etwas leisten. Aber auch diese Etappe barg ihre Gefahren: Das Team übernahm sich im Zeitplan für die Umsetzung der Familienarbeit; Teammitglieder agierten selbständig und ohne Absprache mit anderen; uninteressante Arbeiten blie-

Hinweise für die Leitung zur Orientierung und Strategieentwicklung:

- Ermutigen Sie die Gruppe, selbst ihren Auftrag mit in die Hand zu nehmen und verantwortlich zu sein.
- Wechseln Sie von einem herausfordernden zu einem unterstützenden Leitungsstil. Teilen Sie Leitungsaufgaben mit anderen. Geben Sie einzelnen Teammitgliedern Unterstützung!
- Ermutigen Sie die Teilnehmenden, unterschiedliche Sichtweisen auszudrücken. Beharren Sie darauf, dass sich die Teilnehmer wechselseitig unterstützen.
- Üben Sie den *Synchronblick*: auf die Einzelnen und das Team.
- Behalten Sie den Teamauftrag im Auge. Als Leiter sind Sie für die Agenda des Teams verantwortlich. Kleine Erfolge zählen jetzt doppelt.
- Gliedern Sie große Probleme in überschaubare Probleme. Würdigen Sie kleine Fortschritte und Lösungen. Erlauben Sie es, dass Konflikte ans Tageslicht kommen dürfen und dass damit umgegangen wird.

ben liegen. Man schottete sich von der Gemeinde ab. *Verantwortung und gemeinsames Engagement* waren daher angesagt.

Der Leitungsauftrag ändert sich wiederum für Pfarrer Schmid. Er merkte, dass er als Leiter aufmerksam für die spezifischen Fragen und Anliegen der Teammitglieder sein musste. Im Team wurde mehr über die gemeinsamen Beziehungen gesprochen. Die unterschiedlichen Meinungen kamen zum Zuge. Arbeitsformen wurden der veränderten Situation angepasst. Weil die Teammitglieder ihre Eigenart einbringen konnten, probierten sie neue Konzepte aus. Ungeplant fand sich ein Kreis, der einen offenen Jugendtreff aufbaute. Das Team konnte sich nach außen wenden und andere an seinen guten Erfahrungen teilhaben lassen.

Obwohl das Team gut arbeitete, wurde Pfarrer Schmid im Laufe der Zeit bewusst, dass er es an Abschiede gewöhnen musste.

Hinweise zur Arbeitsphase:

- Gestatten Sie dem Team, seinen eigenen Weg zu gehen und sich selbst zu organisieren.
- Sorgen Sie für gute Arbeitsbedingungen und einen sicheren Rahmen. Achten Sie auf die Zeit.
- Fördern Sie Mitverantwortung, sowohl in den Beziehungen untereinander, als auch in Aufgaben und Zielen.
- Versuchen Sie, die Arbeit in Meilensteine zu gliedern und Teilaufgaben zu erreichen.
- Anerkennen Sie gemeinsame Erfolge.
- Ermutigen Sie die Teilnehmenden, ihre Arbeit als Teil des Gemeindelebens zu sehen.

Ehrenamtliche schieden aus, eine Versetzung stand an. Zeitweise ging der Elan verloren. Er lernte für sich: „Schon in der laufenden Arbeit können wir Lösungen und Entscheidungen in den Alltag übersetzen. Wenn wir Abschied zulassen bis hin zu den Gefühlen der Traurigkeit, dann bereiten wir ihn auch vor.“ Den Beteiligten wurde es wichtig, Erreichtes als Teamleistung zu würdigen. Als gemeinsames Danke feierte man einmal im Jahr einen gemeinsamen Gottesdienst und ein Fest.

Auf dem Weg zur Gemeinschaft

Gute und gelingende Teamarbeit führt nicht nur dazu, dass Ziele erreicht und Probleme differenziert bearbeitet werden, sondern sie fördert durch die gewachsene Verantwortung auch gelingende Gemeinschaft. So wie wir den Zusammenhalt im Team fördern, so wie das Lernen voneinander gelingt, besteht auch die Chance, dass ein Team sich öffnet für jene Grunderfahrung des Glaubens, dass wir als Glaubende auf das Miteinander angewiesen sind. Dann können die Teammitglieder beginnen, sich über den tieferen Sinn ihres Tuns Rede und Antwort zu stehen. Über das Team hinaus kann *Gemeinschaft* wachsen. Denn „eine pastorale Gemeinschaft ist eine Seelsorgegruppe, in

der miteinander geteilte Werte zu einem gemeinsamen Handeln führen; dieses wird in einem Geist der wechselseitigen Anteilnahme unternommen. (...) Jetzt haben gemeinsame Werte einen Vorrang, und die wechselseitige Unterstützung ist ein ausdrückliches Ziel. Werte, Aufgaben und Unterstützung – in einer Gemeinschaft ist jedes dieser Elemente wichtig. Eine seelsorgliche Gemeinschaft will etwas sein und etwas getan bekommen. Ihre Mitglieder arbeiten zusammen, weil sie durch die theologische Einsicht gelenkt werden, dass christliche Seelsorge wesentlich gemeinschaftlich ist. Ihr Engagement für eine kooperative Zusammenarbeit bezeugt eine tiefe Überzeugung; als ein Geschenk des Geistes an die ganze Kirche kann Seelsorge nicht allein durchgeführt werden.“¹⁰

Anmerkungen:

- ¹ Zur Teamarbeit siehe: Katzenbach, Jon R. / Smith, Douglas K.: Teams. Der Schlüssel zur Hochleistungsorganisation. Wien 1993 (grundlegend). Gut für das Verständnis von Teamentwicklung: Langmaak, Barbara / Braune-Krickau, Michael: Wie die Gruppe laufen lernt. Anregungen zum Planen und Leiten von Gruppen. Ein praktisches Lehrbuch. Weinheim ⁵1995.
- ² Vgl. Abel, Peter: Gemeinsam geht's besser. Wege der Zusammenarbeit für die Seelsorge. Mainz 1999, 101 ff.
- ³ Katzenbach / Smith: Teams, 31 f.
- ⁴ Vgl. Jay, Ross: Erfolgsgeheimnis Teambildung. Niedernhausen 1998, 80 ff.
- ⁵ Katzenbach / Smith: Teams, 69.
- ⁶ Vgl. Holpp, Lawrence: Managing Teams, 34 ff.
- ⁷ Holpp: Managing Teams, 102 ff.
- ⁸ Vgl. Langmaak / Braune-Krickau: Wie die Gruppe laufen lernt.
- ⁹ Vgl. Decker, Franz: team working. Gruppen erfolgreich führen und moderieren. München ²1994, 164 ff; Holpp: Managing Teams. 81–99. Dabei sollen Leitfragen, die aus der praktischen Arbeit entstehen, zur Reflexion anregen.
- ¹⁰ Whitehead, Evelyn und James: The Promise of Partnership. A Model for Collaborative Ministry. San Francisco 1993, 47ff; vgl. dies.: Community of Faith. Models and Strategies for Developing Christian Communities, Minneapolis 1982.

Von der Not und dem Segen der Bilder

Teil 2: Nachbetrachtung zur Sendereihe des ZDF *Glut unter der Asche*

2. *Glut unter der Asche* oder: Der Versuch, die bleibende Kraft der Ursprungsgeschichte neu zu entdecken

„Der alte Bildungsstoff scheint fremd geworden und ist in Formeln erstarrt. ... Da wir uns weiterentwickelt haben, müssen wir mit unserem kulturellen Wissen von einem neuen Standort aus wieder ins Gespräch kommen.“¹ Was Dietrich Schwanitz im Vorwort seines umstrittenen Bestsellers *Bildung*² postuliert, trifft cum grano salis auch für die christliche Überlieferung zu. Ferner hat es den Anschein, dass eine derartige Relecture nicht nur im Hinblick auf Kirchenfremde oder einst katholisch Sozialisierte geboten und von Relevanz ist. Jüngst hat Stefan Orth auf die liturgische Sprachnot unserer Tage, auf ein innerkirchliches Dilemma verwiesen: „Viele innerhalb der Systematik des Glaubenswissens bedeutsame theologische Begriffe – man denke an Gnade oder Erlösung – drohen von Lehrformeln zu Leerformeln zu werden oder sind auch längst schon [zu letzteren] geworden. Diese finden dann zwar in allen denkbaren Kontexten Verwendung, können aber letztlich die Heilsgeschichte, um deren Erinnerung und Feier es im Gottesdienst geht, nicht mehr recht erschließen.“³

Vor dieser Folie mag man die sieben ZDF-Beiträge betrachten, deren metaphorischer Gesamttitel hoffnungsvoll darauf verweist, dass das Feuer des Ursprungs noch nicht verloschen ist.⁴ Angesichts von Gemeinsamkeiten „nicht nur zwischen den christlichen Kirchen, sondern auch mit anderen Religionen, vor allem dem Judentum und dem Islam“⁵ will die Sendereihe konkret verdeutlichen, dass theologischen Begriffen wie „Schöpfung“ und „Glauben“ noch eine unverbrauchte Kraft innewohnt, die Einzelne, ja moderne Gesellschaften wenn nicht zu prägen, so doch entscheidend zu inspirieren weiß. Entstanden ist eine Ansammlung von Mosaiksteinen, die sich, so Martin Thull treffend, „allerdings auch im Abstand von einigen Tagen nicht zu einem ... [Gesamtbild] formen wollen.“⁶

Folge 1: *Der Garten Eden. Die zerbrechliche Schöpfung*, geht laut Anmoderation der Frage nach: „Was hat der biblische Schöpfungsglaube uns heute noch zu sagen?“ Die dargebotenen ökologischen Betrachtungen und Statements sind hinreichend bekannt; der zu erwartende Antwortversuch aus jüdisch-christlicher Perspektive bleibt weitgehend aus. Zwar ist die Rede von *Einem*, den Nomaden einst beim Exodus erfahren haben, doch werden Sprengkraft und Theologie der Textkomposition von Gen 1 f (bis Ex 20)⁷ nicht erschlossen. Immerhin dient die biblische Vorlage als formales Raster: *Erster Tag. Das Licht – Zweiter Tag. Das Wasser* usw. Schließlich heißt es: *Der letzte Tag*. Keine Apposition. Sprachlosigkeit des Redakteurs? Unbewusste Rezeption des Grundrhythmus $6+1$ aus Gen 1 f, der von Muslimen und Christen (wenngleich mit strukturellen Veränderungen) übernommen wurde?⁸ *Als Anfang* schuf Gott ... Schöpfung, Beginn der Geschichte Gottes mit den Menschen. Schöpfung, Grund für den Wochenrhythmus, der in der Natur nicht ablesbar, der Abraham, selbst Moses (noch) nicht bekannt. Neuschöpfung als Zusage und Kriterium gelingenden Lebens (Gal 6,15). Das alles wären provozierende Gedanken in säkularem Kontext gewesen. Kurzum: In Folge 1 hätte man in spiritueller

Absicht mehr zeigen und deuten, mehr bestaunen oder befragen können.⁹

Dennoch drängen sich bei *Glut unter der Asche* inhaltliche Verbesserungswünsche nicht so häufig auf wie der Gedanke: Weniger wäre mehr. Der Impuls mag auf die Beitragslänge zielen, in erster Linie aber führt er zur grundsätzlichen Fragestellung nach Dramaturgie und Spannungsbogen von derlei Sendeformaten.¹⁰ Denn beim Verfolgen einer Ansammlung kleinerer Beiträge über scheinbare Ketzer und anerkannte Fromme (Folge 4) stellt sich allmählich Langeweile ein. Und Folge 3 (*Die Botschaften des Hiob. Ratlos im Leid*) kann die anfangs erzeugte, durchaus themengemäße Emotionalisierung im weiteren Verlauf nur unzureichend nutzen.¹¹ Zudem sind in diesem Film schließlich doch alle Fragen geklärt: „Auferstehung bedeutet in der christlichen Tradition den Triumph des Lebens über den Tod und somit Annahme und Überwindung des Leidens.“

Hier könnte man von Spielfilmen wie *Drei Farben: Blau* lernen.¹² Auch Kieslowskis Film beginnt mit einem unverschuldeten Autounfall, führt eine Kontingenzerfahrung und deren Folgen vor Augen: „Die Unbegreiflichkeit des Leidens ist ein Stück der Unbegreiflichkeit Gottes.“¹³ (K. Rahner) Indem der polnische Regisseur weder fertige Antworten reproduziert noch theologische Informationen aneinanderreihet, indem er sich auf die unausweichlichen Fragen des Lebens einlässt und Konflikte konsequent weiterverfolgt, führt er an die entscheidenden Schnittstellen, an Impulse und Probleme heran, durch die spiritueller Anspruch und Fundus des Christentums immer wieder herausgefordert (und gefördert) werden – in jeder Epoche erneut, anders.

3. Weiterführende Beispiele, Fragen und Herausforderungen

Auch die Zuschauerinnenzahlen von *Glut unter der Asche* belegen, dass das Interesse an derartigen Fernsehbeiträgen nicht gering ist.¹⁴ Ulrich Harbecke vom WDR-Fernsehen

stellt denn auch in Aussicht: „Die Geschichte geht weiter, und es wird neue Sendungen geben, die sie nach rückwärts zu ergründen versuchen.“¹⁵ Ferner erklärt der Leiter der Programmgruppe Religion / Philosophie: „Dass Sendungen dieser Art und dieses Kalibers zum genuinen Auftrag öffentlich-rechtlicher Sender gehören ist mühelos zu begründen. Dass sie ein interessiertes und sogar breit gestreutes Publikum haben, muss niemand mehr glauben. Man kann es jetzt wissen.“¹⁶

Das filmische Angebot könnte noch an Qualität und Resonanz gewinnen, wenn die tragenden *spirituellen Kräfte* des Christentums vermehrt in den Blick geraten. Hebt man mit den Mitteln des Fernsehens die tieferliegenden Wurzeln und inspirierenden Visionen – von gestern für heute! – stärker ins Bewusstsein, wird zudem die Gefahr gebannt, dass Serien wie *2000 Jahre Christentum* zur hohlen Wiederholung überkommener Geschichtsklischees verblassen. Dafür ist eine Erweiterung des journalistischen und ästhetischen Horizontes erforderlich.

Ein gelungenes Beispiel hat kürzlich Wolfgang Christ vorgelegt. Anlässlich der Neueröffnung des Klosters Helfta ist ein Film mit programmatischem Titel entstanden: *Visionen werden wahr*.¹⁷ Dreißig Minuten lang wird vor Augen geführt, dass man historische Fakten und spirituelle Dimensionen, ja mystische Strömungen glaubwürdig und informativ, film- und fernsehgerecht miteinander verknüpfen kann. Nicht zuletzt auch durch Werner Herzogs Beitrag (Folge 9 von *2000 Jahre Christentum*) ist die Diskussion um ein mögliches neues Genre (Arbeitstitel: *spiritueller Dokumentarfilm*) und dessen Kriterien, bislang von Fernsehmachern als unsinnig oder beendet erklärt, wieder eröffnet.¹⁸

Leitfragen – nicht nur für die filmische Vermittlung christlicher Tradition

Generell stellen sich im Blick auf die ARD- und ZDF-Sendereihen Fragen ein, die auch über den Rahmen des Mediums Fernsehen hinausweisen:

- Wie vermag man Erfahrungen, die zentral zum christlichen Glauben gehören: Leid und Mitleid, Schmerz und Sehnsucht, Freiheit und Vertrauen, in alten *Dokumenten* wiederzuentdecken und neu zu erschließen, so dass Menschen des 21. Jahrhunderts hierin Aspekte ihrer eigenen Geschichte entdecken und einen Zusammenhang erkennen, der ihrem Leben eine andere Dimension eröffnen kann.

- Wie kann das, was in historischen Texten und unter der Firnis der Kunstgeschichte zu verblassen droht, *zum Leben erweckt* und vermittelt, filmisch vermittelt werden?

- Wie kann Kirchen- bzw. Christentumsgeschichte im Fernsehen so dargestellt werden, dass sie nicht auf eine profangeschichtliche Perspektive reduziert wird?

Als historische Wissenschaft ist die theologische Disziplin Kirchen- bzw. Christentumsgeschichte auf die streng wissenschaftliche Erforschung von Tatsachen ausgerichtet. Daher untersucht sie beispielsweise Spuren päpstlicher Macht und kirchlicher Gewalt und bedient sich dafür aller Mittel, Methoden und Fragestellungen profaner Geschichtsforschung. Begrenzte sie sich auf ein derartiges Selbstverständnis, könnten hinsichtlich der fernsehgerechten Umsetzung ihrer Erkenntnisse Darstellungsweisen ausreichend sein, wie sie zum Beispiel in Guido Knopps Annäherungen an Stationen und Personen unmittelbarer deutscher Vergangenheit zum Tragen kommen. Kirchengeschichte versteht sich aber auch als Glaubenswissenschaft und insofern als Teil der Theologie. Diese zusätzliche, umfassende Perspektive darf bei der ästhetischen Gestaltung entsprechender Sendeformate nicht unberücksichtigt bleiben. Wie aber kann das gelingen?

Anregungen und Antwortversuche

- In jedem Fall ist das Genus *spiritueller Dokumentarfilm* unter den Begriff des *Zeugnisses* zu subsumieren. Es geht dabei nicht um Verkündigung, sondern gefragt ist eine Erinnerung an das, was wir im Laufe der

Geschichte des Christentums „gesehen und gehört haben“ (1 Joh 1,3). Für Klaus Schmidt, Redakteur beim ZDF, steht im Vordergrund, „als Zeuge diese Tradition nach ihrer ‚Wahrheit‘ für heute zu fragen, nach der gemeinschaftsbildenden Kraft in einer pluralistischen Gegenwart und Zukunft.“¹⁹

- Es geht nicht um Belehrung, auch weniger um die Anhäufung von Wissen wie beim Verfolgen eines Telekollegs. Vielmehr ist Aufklärung in dem Sinne gefragt, dass zahlreiche stumme Zeugnisse *wiederbelebt*, dass in Bildern, Gebäuden, Musik und Texten geronnene Erfahrungen, Lebensentwürfe oder Entscheidungen erschlossen werden – was nicht nur mittels Worten möglich ist. Zum Vorschein kommen sollten etwa die existentiellen Ängste und politischen Herausforderungen, denen sich Menschen in der Vergangenheit stellen mussten, aber auch deren Sehnsüchte, Hoffnungen und Phantasien.

- Grundsätzlich bedürfen filmische Dokumentationen, insbesondere solche mit spiritueller Ausrichtung, einer gewissenhaften Klärung der *Beziehung von Wort und Bild*. Weniger meta-theoretische Diskussionen, vielmehr praktische Erprobungen stehen an. Wann sind Off-Texte sinnvoll, wann Nahaufnahmen der Sprecher? Keine Interviews, keine Archivaufnahmen, so die Maximen Hans Küng's anlässlich seiner Sendereihe zu den Weltreligionen. Nur Vortrag der Texte durch die Autoren selbst „mit persönlichem Engagement“²⁰? Da diverse Textgattungen zum Einsatz kommen, erfordert dies ausgefeilte Formulierungen und die kontinuierliche Abstimmung mit den Bildern. Letzteren gebührt im Fernsehen der Vorrang, was durch Ausnahmen zu bestätigen ist.

- Mit Hilfe von *Symbolen* oder mittels symbolischer Montage kann sogar eine eigene filmische Sprache, ein eigenständiger Erzählfaden entwickelt und artikuliert werden. Wichtig ist, dass Symbole *zum Sprechen gebracht*, erfahrbar gemacht, aber nicht zerredend erklärt werden. Das erfordert Fingerspitzengefühl, einen *sensus* für symbolisches Erleben und Erschließen ebenso wie ein gutes Gespür für Sprache, für deren

Nuancen und Formen. Denn präsentative Symbolik lässt sich nicht eins zu eins in diskursive übersetzen, in Sprache und Begriffe fassen. Gerade das Fernsehen als Bildmedium sollte sich des Faktums bewusst sein und dieses Spezifikum adäquat nutzen.

- Auch dokumentarische Filme müssen, gerade wenn sie die Zeit vor der Erfindung des Films am Ende des 19. Jahrhunderts in den Blick nehmen, auf *spielfilmartige Szenen und Sequenzen* nicht verzichten – die entsprechenden Umsetzungen in den ZDF-Beiträgen wirken meist angemessener als die der ARD-Folgen. Es hat sich bewährt, dass Szenen nur angedeutet, aber nicht gespielt werden. Spielhandlungen in einem Dokumentarfilm machen die Zuschauer anders als bei Spielfilmen zu Beobachtern einer Szene „ohne Möglichkeit zur Identifikation und damit zu einer emotionalen Beteiligung. Das gilt vor allem dann, wenn der Kommentar auf Wissensvermittlung angelegt ist.“²¹ Eckhard Bieger macht ferner darauf aufmerksam, dass dieser Umstand die Zuschauer dazu verleitet, auch die Spielhandlung als Information aufzunehmen – wofür sich allerdings der Aufwand nicht lohne.

- Der Fromme, nicht nur der Christ von heute und morgen ist einer, der, frei nach Karl Rahner, etwas erfahren und zu erzählen hat. Das Fernsehen wird deshalb nicht umhin kommen, der *Wende vom Bekenntnis- zum Erfahrungsglauben* Rechnung zu tragen. Dokumentarfilme, die das bleibende Erbe des Vergangenen, die die Glut und Wärme unter Schichten von Schutt und Asche erfahrbar machen wollen, werden oszillieren müssen zwischen Geschichte und Geschichten, zwischen objektiven Daten und subjektivem, bzw. gelebtem Verstehen. Ziel gelungener Vermittlungen zwischen *history* und *story* sind Erzählungen, die Zuschauerinnen und Zuschauern nahe kommen, die sie bewegen, wenn nicht gar unbedingt angehen.²²

- Auch sogenannte *Previews* könnten weiterhelfen, die notwendigen Erfordernisse, Stärken und Schwächen kommender Produktionen frühzeitig zu erkennen. Führt man diese sowohl in kirchlichen als auch außer-

kirchlichen Kreisen mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern verschiedener Rezeptionsmilieus durch, wird man Daten gewinnen, die nicht nur für Fernsehleute von Interesse und Belang sind.

- Nicht zuletzt für die Verbesserung *filmischen Erzählens* in spirituell ausgerichteten Dokumentarfilmen mag der Blick auf gelungene Erzählbeispiele in der Bibel, insbesondere auf die mystagogische Gleichnispraxis Jesu ebenso anregend sein wie die aufmerksame Wahrnehmung des Umgangs mit spirituellen Texten und religiösen resp. christlichen Themen im Kino der Gegenwart.²³

- Schließlich ist eine verstärkte Kooperation von Film- und Fernsehschaffenden mit Fachleuten aus dem Bereich der Theologie wünschenswert. Der gegenseitig kritische wie konstruktive Dialog sollte sich dann auch, anders als bei *2000 Jahre Christentum*, auf den Bereich der *Postproduktion* erstrecken. Von Theologinnen und Theologen erfordert dies Ausbildung und Erweiterung ihrer *ästhetischen Kompetenz*. Schon für die Praxis in Gemeinden reicht es heute nicht mehr aus, die an Universitäten vorherrschende Buchkultur zu rezipieren. Es gilt, sich verstärkt anderen Medien und der populären Kultur zuzuwenden – ein an Bildern und Klängen reiches Lernfeld für die Entdeckung von Symbolen, von sinngebährenden und religionsbildenden Kräften.²⁴

Ausblick

Man kann die hier geäußerten Problemanzeigen und angedeuteten Lösungsvorschläge als Spezialthematik christlich geprägter Fernsehjournalisten und medienorientierter Kirchenvertreter abtun. Ein kritischer Blick auf die Gottesdienstpraxis in christlichen Gemeinden mag jedoch exemplarisch verdeutlichen, welche weiterführende Relevanz den Überlegungen, zumindest den Fragestellungen innewohnt. Eine Vielzahl christlicher Gottesdienste richtet sich, spitz formuliert, vor allem an Blinde und potentielle Rundfunkhörerinnen. Es wird viel geredet.²⁵ Zei-

chen und Gesten kommen zu kurz, werden informierend erklärt statt mystagogisch erschlossen. Überhaupt scheint das Vertrauen in die Wirkmächtigkeit von Bildern und Symbolen nicht sehr groß. Das Einbeziehen von Raum und Ritual in gottesdienstliches Handeln geschieht kaum.²⁶

Es steht noch mehr auf dem Spiel: die Konkretheit, die Sinnlichkeit und Glaubwürdigkeit christlichen Glaubens. Nicht nur die Selbstoffenbarung Gottes „ist wesentlich darauf angewiesen, ins sinnlich Fassbare übersetzt zu werden, damit man sie begreifen kann.“²⁷ Anders gewendet: Bei allem Rückblick auf eine lange Geschichte geht es um die *wahre Gestalt*, um die gegenwärtige und zukünftige Gestaltwerdung der christlichen Botschaft, um eine ursprungstreu, zeit- und zukunfts-gemäße Form von Inkulturation. Schließlich ist das Ringen um eine, wohl verstanden, gelingende *Inszenierung* von Glaube, Liebe und Hoffnung im Europa des 21. Jahrhunderts weder nur ein liturgisches noch ein rein binnenkirchliches Anliegen.

Anmerkungen:

¹ Schwanitz, D.: *Bildung*. Alles, was man wissen muss. Frankfurt a.M. 1999, 7.

² Dietrich Schwanitz hat in seinem Buch den Versuch unternommen, nicht nur Essentials aus Kunst, Musik und Literatur vorzustellen oder das Wichtigste an historischen Daten und aus klassischen Mythen zusammenzutragen. Er nimmt auch wichtige kirchengeschichtliche Vorgänge und Entscheidungen in den Blick. Seine Ausführungen im Passus „Das Christentum“ sind jedoch indiskutabel. Vgl. Schwanitz, D.: *Bildung*, 67-72.

³ Orth, St.: *Liturgische Sprachnot*, in: *Herder-Korrespondenz* 54 (2000), 163-165, hier: 163.

⁴ Videocassetten sind erhältlich bei Z.M.D. Merchandising, Würmstr. 13, 82166 Gräfelfing (Tel. 0 89 / 85 85 02 02).

⁵ Thull, M.: *Ehrgeizig*. Michaela Pilters / Wolf-Rüdiger Schmidt: *Glut unter der Asche* (7-teilige Serie im ZDF), in: *Funkkorrespondenz* Nr. 18 vom 05.05.2000, 35 f, hier: 35.

⁶ Thull, M.: *Ehrgeizig*, 35.

⁷ Vgl. *Ex* 20, 8-11. Durch eine groß angelegte „narrative Konzeption zwischen Gen 1 und Ex

20 gelingt es den biblischen Verfassern, den Wochenrhythmus und damit die Struktur der Zeit als einen Teil der Schöpfungsordnung darzulegen. Ein Teil der Natur, der allerdings nur durch Offenbarung erkannt werden kann. Das sagt sehr viel über das aus, was Offenbarung biblisch-alttestamentlich ist: Blick in die tiefsten Geheimnisse der Natur, die dem Menschen ermöglicht, sinnvoll, in Übereinstimmung mit Gottes Schöpfung, zu leben.“ Dohmen, Chr.: *Offenbarung der geschaffenen Zeit*, in: *Lebendiges Zeugnis* 55 (2000), 5-9, hier: 6.

⁸ Vgl. Dohmen, Chr.: *Offenbarung*, 6.

⁹ Thull hingegen bemerkt: „Ob sie dem Meer mehr Raum geben wollen oder auf Solarenergie setzen, ein schadstoffarmes Auto propagieren oder alternative Methoden der Bewässerung studieren – gemeinsam war ... [den Befragten], dass ihr Verhalten religiös motiviert gedeutet werden konnte, aber nicht musste. Es geschah keine vorschnelle Vereinnahmung, sondern es wurden Denkanstöße gegeben. Dazu eine durchschaubare, klare Dramaturgie, die die im Bildarchiv der Zuschauer ‚gespeicherten‘ Bilder zu Assoziationen nutzte.“ Thull, M.: *Ehrgeizig*, 35 f.

¹⁰ So klar und durchschaubar z.B. die Machart von Folge 1: *Die Dynamik, Dramaturgie und Spannungsbogen der biblischen Vorlage* (Gen 1 f) wird nicht erreicht.

¹¹ In Martin Thulls Augen wirkte die Verwendung von Spielszenen in der dritten Folge „nur noch peinlich: Eine Mutter rangelt während desfahrens auf der Autobahn mit dem hinter ihr sitzenden Kind um eine Puppe, anschließend Szenen am Unfallort, nachdem ein übermüdeter Lastwagenfahrer in den am Ende eines Staus haltenden Wagen der Mutter aufgefahren ist, oder später, als das Kind querschnittsgelähmt an den Rollstuhl gefesselt ist. Das alles ist sehr eindimensional, oberflächlich, wenig gekonnt, schlechtes Laienspiel. Thull, M.: *Ehrgeizig*, 36.

¹² Vgl. *Drei Farben: Blau* (Frankreich / Polen 1993). Man kann Kiewlowski Film als *säkulare Mystagogie* verstehen, denn es gelingt ihm in ebenso unverhoffter wie glaubwürdiger Weise, Zuschauerinnen und Zuschauern einen Zugang anzubahnen zum bleibenden Mysterium des Leidens.

¹³ Rahner, K.: *Warum lässt uns Gott leiden?* in: *Ders.: Schriften zur Theologie*, Band XIV: *In Sorge um die Kirche*, Zürich / Einsiedeln / Köln 1980, 450-466, hier: 463.

¹⁴ Folge 1 wurde am Palmsonntag zur besten Sendezeit um 19:30 Uhr von 2,44 Millionen Zuschauerinnen und Zuschauern verfolgt (Marktanteil: 9,3 %). Die Folgesendungen wurden zu unterschiedlichen Zeiten ausgestrahlt; nicht nur deshalb schwanken Zahlen und Quoten zwischen 1,91 Millionen (9,4 %) und 0,95 Millionen (5 %).

- ¹⁵ Harbecke, U.: Zart und brutal. Eine vorsichtige Bilanz zur ARD-Reihe „2000 Jahre Christentum“, in: Funkkorrespondenz Nr. 14 vom 7. 4. 2000, 6–8, hier: 8.
- ¹⁶ Harbecke, U.: Zart, 8.
- ¹⁷ Visionen werden wahr. Kloster Helfta. Ein Film von Wolfram Christ, Benno-Verlag, Leipzig 1999 (ISBN 3-74621387-8).
- ¹⁸ Bei Ulrich Harbecke findet das postulierte Ansinnen offene Türen. Für ihn gilt es, die Experimente mit dem Genre voranzutreiben, dies aber nicht zu übertreiben. Seiner Erfahrung nach werden Zuschauer und Zuschauerinnen z. B. bei Krisenberichterstattungen nicht selten unterfordert. Hier könnte es mit Hilfe spiritueller Dokumentarfilme gelingen, die Oberflächlichkeit der *üblichen Fernsehberichterstattung* zu durchstoßen auf existentielle Tiefenschichten hin. Mit *Requiem für Ruanda* ist es Harbecke gelungen, angesichts der politischen und menschlichen Katastrophe Hilfen zur Trauerarbeit anzubieten. Zu sehen sind dokumentarische Bilder aus Ruanda. Statt der üblichen journalistischen Off-Kommentare aber sind Passagen aus wichtigen (politischen) Dokumenten zu hören, so etwa die UNO-Erklärung der Menschenrechte.
- ¹⁹ Schmidt, K.: Wurzeln und Visionen. Verkündigung und Zeugnis im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, in: Böhnke, M. / Dirscherl, E. / Gasper, H. (Hg.): „... damit auch ihr Gemeinschaft habt“ (1 Joh 1,3). Wider die Privatisierung des Glaubens [Festschrift für Wilhelm Breuning] Osnabrück 2000, 11–23; hier: 17. Gedanken über theologische Optionen, Erkenntnisinteresse und den Fokus der Darstellung stehen am Anfang. Jede historische Darstellung, „hat natürlich ihren theologischen Hintergrund, jeder Filmbeitrag zur Geschichte des Christentums hat seine redaktionellen Voraussetzungen.“ Schmidt, K.: Wurzeln, 18.
- ²⁰ Küng, H.: Spurensuche. Die Weltreligionen auf dem Weg. München / Zürich ²1999, 312.
- ²¹ Bieger, E.: Spiritualität filmisch darstellen [unveröffentlichtes Typoskript], Mainz 2000.
- ²² Es herrscht breiter Konsens darüber, „dass der Dokumentarfilm nicht nur ein Mittel sein sollte, einen Inhalt richtig und effektiv zu vermitteln, sondern auch ein künstlerisches Erlebnis, das Auge, Ohr, Gefühl und Verstand anspricht.“ Balkenhol, Th.: Pflicht, 123.
- ²³ Aktuelle Beispiele finden sich in *Ghost Dog*, *Magnolia* und *Dogma*.
- ²⁴ Ähnlich fordert Orth: „Der Kirche müsste ... alleine deshalb schon stärker an der ästhetischen Kompetenz ihrer Mitarbeiter [und Mitarbeiterinnen] liegen, weil der Anteil derer, die mit christlichen Motiven und Inhalten über Bilder vor allem außerhalb des Kirchenraums zusammenkommen, ständig wächst. Um überhaupt mit den eigenen Anliegen verstanden zu werden und überzeugend Werbung in eigener Sache betreiben zu können, ist es unerlässlich, der Wirklichkeit zu Leibe zu rücken, indem man gegenwärtige Bilderwelten kennen- und verstehenlernt. Dabei sollte man sich nicht an einem zu engen Kunstbegriff orientieren, sondern neben der Welt des Films auch die Bildersprache der Populärkultur wie der neueren elektronischen Medien einbeziehen. Orth, St.: Der Glaube und das Schöne, in: Herder-Korrespondenz 53 (1999), 487–489, hier: 489.
- ²⁵ Die drohende Sprachlosigkeit, so eine mögliche Deutung des Phänomens, soll „mit viel Worten übertönt werden“. Orth, St.: Sprachnot, 163.
- ²⁶ Erste Anregungen findet man z. B. in Bieger, E. / Blome N. / Heckwolf, H. (Hg.): Schnittpunkt zwischen Himmel und Erde. Kirche als Erfahrungsraum des Glaubens, Kevelaer 1998.
- ²⁷ Orth, St.: Glaube, 488.

Zu Hermann-Josef Lauter OFM: „Ihr sollt nicht schwören“ – oder doch? (Heft 7/2000, S. 211 f):

P. Lauter berührt ein Thema, das mich schon seit langem bewegt. Ich bin 92 Jahre alt, immer noch priesterlich tätig, nicht weil ich einen Eid gesprochen habe, sondern weil ich dem Herrn mein „Adsum“ gesagt habe, das unwiderruflich und unbefristet ist. Natürlich habe auch ich solche Eidesworte gesprochen. Dabei war nicht die Rede von der „Heiligkeit des Eides“, vom „Ernst, den Namen Gottes anzurufen“. Für beide Seiten war es lediglich die Erledigung einer Formalität. Wozu auch ein solcher Eid unter Christen, zumal unter den besonderen „Freunden Jesu“? Sein Wort: „Ihr sollt überhaupt nicht schwören“, ist unmissverständlich. Natürlich ist es kein Appell an die UNO, weltweit den Eid vor weltlichen Gerichten abzuschaffen, aber für die „Seinen“ hat der Herr andere Maßstäbe: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht viel größer ist als die der Schriftgelehrten, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen“ – „nach ihren Werken handelt nicht“ – „bei euch soll es nicht so sein“. Diese Erwartung steht auch hinter dem Wort Jesu: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein sei ein Nein; alles andere ist vom Bösen“ (Mt 5,17). „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch sage“ (Joh 15,14).

Pfr. i.R. Franz Bentler, 19348 Perleberg

Ich frage mich, welche Kulisse hier aufgebaut wird. Steckt in den beiden Texten ein neuer Syllabus? Wie werden die Betroffenen reagieren?

1. Der „robuste“ Kleriker: In Rom erzogen kennt er die Mentalität der Südländer gegenüber solchen Formeln. Sein Rat: Den Eid

ablegen und weitermachen, als wäre nichts geschehen.

2. Der „nachdenkliche“ Kleriker: Er kennt die Einwände aus dem NT gegenüber *jedem* Eid. In Jak 5,12 eine scharfe Warnung vor jedem Eid; und ein paar Verse weiter (5,14 f) wird die Krankensalbung abgeleitet. Kann man so mit dem NT umgehen? Aber was kann er schon allein machen? Sein Rat: Den Eid mit schlechtem Gewissen ablegen und ihn möglichst schnell vergessen.

3. Der „ausgebrannte“ Kleriker: Nachdem er zu seinen zwei Seelsorgestellen noch eine dritte übernehmen musste, interessiert ihn das Ganze nicht mehr. Sein Rat: Möglichst schnell zur Tagesordnung übergehen. Wenn die da oben nichts dagegen tun – ich brauche meine Energien für die Seelsorge.

4. Der „zynische“ Kleriker: Im Vergleich zu den Eiden in der Vergangenheit klingt dieser ja ziemlich harmlos. Und wenn zu den beiden Formeln drei Seiten Erläuterungen nötig sind, verliert das Ganze sowieso an Verbindlichkeit. Also: Eid ablegen, die Karriere nicht gefährden und danach kräftig auf „die in Rom“ schimpfen.

5. Der Kleriker im Ruhestand: Mein Gott, bin ich froh, dass ich mit dem Ganzen nichts mehr zu tun habe.

6. Der Laie im kirchlichen Dienst als Pfarrbeauftragter: Irgendwann sind wir auch dran; dass der Codex so wichtig ist, hat uns in der Ausbildung niemand gesagt.

Jeder „Dies“ wird weitere Variationen liefern. Diese Eide sind Demotivationen in einer Kirche, die sich Schritt für Schritt noch weiter in die Regression hineinbewegt: So schafft man seelische Krüppel und verbreitert den Boden für die klerikale Doppelmoral der „Schweiglinge“. Die einzig wirksame Gegenkraft zur Resignation wäre Inspiration. Aber die fehlt im Moment nicht nur der deutschen Fußballnationalmannschaft.

StD Ernst Knoll, 97076 Würzburg

Literaturdienst

Peter Neysters: Heiraten - oder nicht? Chancen und Risiken einer Lebensentscheidung. Kösel Verlag, München 2000. 210 S.; 24,90 DM.

Die Lösung der nächsten Jahre lautet „Bis auf weiteres.“ Kaum mehr langfristige Perspektiven, kaum mehr verbindliche Zusagen, kaum mehr eindeutige Festlegungen – alles muss offen bleiben für weitere Optionen, so die Meinung vieler Trendforscher. Droht auch die Liebe zur Beliebigkeit zu werden?

Wo auf der anderen Seite junge Menschen nach ihren Lebenszielen gefragt werden, nennen sie mit Blick auf ein gelingendes und erfülltes Leben an erster Stelle Liebe und Partnerschaft, Elternschaft und Familie. Wie aber in Zeiten der Beliebigkeit zu solchen tragfähigen Beziehungen finden? Wie in Zeiten höchst unverbindlicher Lebensbedingungen verbindliche Lebensentscheidungen treffen? Wie in einer Lebensphase von Vorläufigkeit und Vorbehalten zu einer endgültigen und bedingungslosen Zusage „Bis dass der Tod uns scheidet“ kommen?

Auf dem Hintergrund solcher Fragen geht Peter Neysters den Chancen und Risiken einer Lebensentscheidung nach. Die Frage des Haupttitels: „Heiraten - oder nicht?“, ist dabei nicht eigentlich das Thema des Buches. Vielmehr versucht der Autor in 5 Kapiteln auf dem Hintergrund unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungen und Entwicklungen sowie der Veränderungen in den Lebensläufen Jugendlicher und junger Erwachsener die Vielfalt gegenwärtiger Lebensformen wie Freundschaft, Single-Dasein, nichteheliche Lebensgemeinschaften als mögliche aber nicht notwendige Etappen eines immer länger werdenden Weges zur Ehe aufzuzeigen. Eine besondere Berücksichtigung erfahren hier auch die unterschiedlichen Erfahrungen und Bewertungen der Sexualität bis hin zu den Formen gleichgeschlechtlicher Beziehungen. Ein fünftes Kapitel beschäftigt sich speziell mit dem Übergang von Ehe in Familie.

Sicher gibt es bereits eine Fülle von Ratgeberliteratur auch zum Bereich Partnerschaft und Ehe. Für wen sind sie geschrieben? Wer liest sie? Wer sucht hier Rat für die eigene Lebensgestaltung? Diese Fragen wird man auch an das vorliegende Buch stellen müssen. Kennzeichen für dieses Buch ist nicht, dass es konkrete Ratschläge oder gar eine eindeutige Antwort geben will auf die Frage des Haupttitels: „Heiraten - oder nicht?“ Vielmehr versucht der Autor im „Chaos möglicher Liebesgeschichten“ ein wenig Weggeleite zu geben, damit gerade junge Erwachsene zu ihrer ganz persönlich verantworteten Entscheidung finden können.

Hierzu wird zunächst sehr einfühlsam – belegt und ergänzt durch literarische und biographische Texte sowie statistische Daten – die gegenwärtige gesellschaftliche und individuelle Lebenswelt beschrieben, um deren förderliche und hinderliche Bedingungen für die heutigen Liebesgeschichten von Menschen besser zu verstehen. Die Chancen der Freiheit in der persönlichen Lebensgestaltung auf der einen Seite, wie aber auch der Zwang, sein Leben in die Hand nehmen zu müssen, auf der anderen Seite markieren dieses Bedingungsfeld. Die Vielfalt der Lebensformen sowie des Sexualverhaltens werden auf dem Hintergrund ihrer Entwicklungen sowohl in ihren positiven Möglichkeiten wie auch in ihren Fragwürdigkeiten gesehen. In nüchterner Form ermutigt das Buch zum „Wagnis Ehe und Elternschaft“, auch wenn gerade junge Menschen heute immer weniger nach traditionellem Muster geradlinig darauf zugehen, sondern erst über manche Umwege und mehrere Liebes- und Partnerschaften vielleicht zu einem gemeinsamen Lebensweg mit dem einen Partner finden.

Sicher wäre es zu wünschen, wenn möglichst viele junge Erwachsene oder auch schon Jugendliche dieses Buch selber zur Hand nehmen, um sich und ihre Situation, ihre Ängste und Hoffnungen, ihre Sehnsüchte und Enttäuschungen besser zu verstehen und sie als Wegzeichen auf ihrem Lebensweg bewusst wahrnehmen zu können. Doch dies wird wohl eher ein Wunsch bleiben. So dürfte es in erster Linie ein hilfreiches Buch sein für all jene, die mit Jugendlichen und Erwachsenen in Kontakt sind: Eltern, Verantwortliche in der Jugendarbeit, Seelsorgerinnen und Seelsorger, Lehrerinnen und Lehrer sowie alle, die nicht nur die „guten alten Zeiten“ verklären, sondern die Chancen der Liebesgeschichten in unserer Zeit entdecken wollen. Für sie alle ist es eine sehr gute Verstehens- und Orientierungshilfe in der Wahrnehmung heutiger Partner- und Liebesgeschichten. Dies kann dann im persönlichen Kontakt und Gespräch helfen, die konkreten Wege und Irrwege junger Erwachsener verstehend zu begleiten. In solchen Gesprächszusammenhängen wird man dieses Buch auch jungen Erwachsenen selber empfehlen oder schenken können.

Karl Heinz Schmitt

Gerhard Ludwig Müller (Hg.): Frauen in der Kirche. Eigensein und Mitverantwortung. Echter Verlag, Würzburg 1999. 414 S.; 48,- DM.

Gerhard Ludwig Müller, Dogmatiker an der Universität München, legt als Herausgeber des zu besprechenden Buches Überlegungen zum Themenkreis *Frau und Kirche* vor. Dabei lässt er ganz unterschiedliche Autor(inn)en mit ihren jeweiligen Disziplinen, Methoden und Ansätze zu Wort kommen.

Das erste, mit *Wahrnehmungen und Erfahrungen* betitelte Kapitel eröffnet *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz*. In einem grundlegenden und entsprechend umfangreichen Beitrag äußert sie sich zum aktuellen Wandel des Geschlechtsverständnisses. Ausgehend vom Frauenbild der Antike, legt sie Dynamik und Wirkung der jüdisch-christlichen Botschaft von der prinzipiellen Gleichwertigkeit der Geschlechter dar. Angeschlossen habe sich ein jahrhundertlanges Ringen um Unterordnung oder Gleichberechtigung der Frau. Den Feminismus des 20. Jhdts., den sie einer zweiten Phase der Frauenbewegung zuordnet, schildert sie in drei Erscheinungsformen: *Egalitätsfeminismus*, *Differenzfeminismus*, schließlich die *Selbstaufhebung des Feminismus*. Ihre eigene These formuliert Vf. abschließend: „Der Unterschied zwischen Mann und Frau ist gerade seiner Asymmetrie wegen wichtig. Asymmetrie ist ein Gesetz des Lebendigen, und übrigens auch des Schönen. ... So sind die Geschlechter einander asymmetrisch zugeordnet, und das macht den Reiz der Beziehung aus“ (61–62).

Über die angemessene Gestaltung des Dialogs zwischen kirchlichen Amtsinhabern und Frauen äußert sich *Hans Maier*. Sein Fazit: Wichtigste Grundvoraussetzung für das Gespräch von Kirche und Frauen sei die Wahrnehmung der äußerst pluralen weiblichen Lebenssituationen. Von ganz anderer Art ist der Beitrag seiner Ehefrau, *Adelheid Maier*: ein Lebenszeugnis, durchaus auch deutend, aber nicht im wissenschaftlichen, analytischen Sinne.

Einen jähren Perspektivenwechsel bieten *Josef Sayers* Erfahrungen in den peruanischen Campesinogemeinden. Hier, wo aufgrund der äußeren Bedingungen „Leben“ immer erst einmal „Überleben“ bedeute, seien Frauen und Männer mit ihren Eigenschaften und Fähigkeiten aufeinander bezogen und ergänzten sich gegenseitig; dass Frauen auf andere Weise am Gemeinschaftsleben teilhaben als Männer, bedeute für sie keine Zurücksetzung.

Auf den ersten Teil folgen *Anthropologische und kultursoziologische Beobachtungen*, deren evolutionsbiologische Grundlegung *Wolfgang Wickler* übernimmt, indem er ganz grundsätzlich die Frage nach dem Sinn der Geschlechtlichkeit stellt. Aus der Perspektive philosophischer Anthropologie betrachtet *Jörg Splett* das Verhältnis von Mann und Frau. Geschlechtlichkeit definiert er „als eine Daseins-Weise von Person und Freiheit... als unableitbare Gestalt des Da- und Miteinanderseins von Menschen“ (129). Eine nur durch die Sünde der Menschen getrübe, dem Schöpferwillen gemäß ursprünglich partnerschaftliche Gleichwertigkeit von Mann und Frau konstatiert auch *Lothar Ruppert* in seinen exegetischen Anmerkungen zur Biblischen Urgeschichte (Gen 1-11).

Einblick in die Lage der Frau gemäß Clemens von Alexandrien gibt *Hildegard König*. Im Spannungsfeld zwischen christlichem Gleichheitsideal und kulturbedingter Inferiorität der Frau breche sich deren Würde in der sittlichen Autonomie Bahn, wobei Clemens im Bemühen um Konsens bei seiner Argumentation mehr auf die Philosophie als auf die Heilige Schrift zurückgreife. *Horst Bürkle* erläutert im Anschluss daran die religiöse Rolle der Frau als charismatische Prophetin und stärker institutionalisierte Priesterin im griechisch-römischen Kulturkreis. Von der historischen Ausrichtung der Ausführungen weicht *Adrienne Dünnbier* ab, wenn sie Grundlegendes über die Hermeneutik des Argumentierens sagt; dabei bereitet sie zugleich den Boden für einen Dialog zwischen den verschiedenen Parteien in der Frage des Verhältnisses von Frauen und Kirche.

Der dritte große Themenkreis bezeichnet trotz aller thematischen Breite doch die Intentionsspitze, das im engeren Sinne eigentliche Anliegen des Buches: *Kirchliche Ämter und Weihesakrament* (Kapitel III). Zunächst schildert *Sabine Demel* den Wandel in der kirchlichen Stellung der Frau anhand eines Vergleiches des CIC von 1917 mit dem aktuellen von 1983, wobei sie als Wendepunkt des kirchlichen Frauenbildes das Zweite Vatikanische Konzil ausmacht.

In einer knappen Durchsicht des neutestamentlichen Befundes arbeitet *Karl Kertelge* heraus, wie im ersten nachchristlichen Jahrhundert „Männer und Frauen ... in der einen Sendung der Kirche stehen und darin mit ihren je besonderen Berufungen zusammen wirken“ (249), ohne dass freilich der Dienst der Frauen „amtlichen“ Charakter angenommen hätte. Zwei kurze Beiträge des 1988 verstorbenen *Hans Urs von Balthasar* befassen sich in stärker systematischer Weise mit dem Problem des Priestertums von Mann und Frau. Dabei baut der Autor seine Darlegungen auf die Funktion symbolhafter Repräsentation des Verhältnisses von Gott/Christus und Kirche durch die Geschlechter auf. Auch *Joseph Ratzinger* nennt in seinen Ausführungen zum selben Thema diesen Repräsentationssymbolismus, erläutert darüber hinaus aber insbesondere das Verhältnis von Gestaltungsfreiheit und Unverfügbarkeit des Priestertums durch die Kirche.

Der sich an dieser Stelle anschließende Beitrag des Herausgebers, *Gerhard Ludwig Müller*, stellt schon durch seinen Umfang (278–356) den Schwerpunkt der Überlegungen zum „eigentlichen Thema“ des Buches dar. Die hier anstehende Frage formuliert er wie folgt: „Hat die einhellige Praxis ecclesiae und die traditionelle Überzeugung von der Notwendigkeit des männlichen Geschlechts für den gültigen Empfang des Weihesakraments einen in der Sakramentalität des Priestertums liegenden Grund, oder erweist sich diese Praxis und Überzeugung im Licht der gegenwärtigen Soziolo-

gie und Anthropologie als zeitbedingt und damit nur zufällig mit dem Weihesakrament verbunden?“ (288). Entschieden plädiert er für eine theologische Antwort, während er soziologische Kategorien zurückweist.

Entsprechend setzt Vf. selbst nicht bei der Funktionalität der Priesterweihe an, sondern bei deren Sakramentalität. In der symbolhaften Vergegenwärtigung des Verhältnisses zwischen Christus und Kirche gehöre das Mannsein des Priesters zur Substanz des Sakramentes selbst. Diese seine zunächst systematisch erarbeitete und belegte These verifiziert Müller im folgenden exegetisch und kirchenhistorisch. Anhand des neutestamentlichen, frühkirchlich-patristischen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Sachstandes weist er nach, dass gemäß durchgängiger kirchlicher Überzeugung der Empfänger der Priesterweihe nicht nur aus disziplinären, sondern aus dogmatischen Gründen ein Mann sein müsse. Müllers wohl entscheidende Schlussfolgerung: „Wenn im kirchlichen Leben der Gegenwart der Priester wieder stärker in einem sakramententheologischen Licht und die Kirche selbst theologischer und weniger funktionalistisch gesehen werden, dann kann vielen auch wieder plausibel werden, warum die Bezeichnung des Verhältnisses Christi als Haupt zur Kirche als seinem Leib und seiner Braut sich im Ur-symbol der Mann-Frau-Korrelation re-präsentiert“ (355).

Der Schlussteil des Buches ist der konkreten rechtlichen Ausgestaltung des Problems gewidmet. In den Grenzbereich zwischen Dogmatik und Kanonistik begibt sich *Jean-Pierre Torrell* mit seinen Überlegungen zur Verbindlichkeit von *Ordinatio sacerdotalis* (OS). *Winfried Aymanns* schließt kirchenrechtliche Erwägungen an. Er kann – anders als *Torrell*, dessen Ausführungen von 1996 stammen – auch das *Motu proprio Ad tuendam fidem* von 1998 berücksichtigen und qualifiziert die Lehre von OS als *Veritas de fide tenenda*.

Für jeden, der sich solide und seriös über die Problematik des Frauenpriestertums (und indirekt auch über die des Frauendiakonates) informieren will, ist dieses interessante, theologisch saubere und vielschichtig-umfassend angelegte Werk nur zu empfehlen. Man mag ihm ein gewisses Wohlwollen für das kirchliche Lehramt und seine Entscheidung (je nach persönlicher Einstellung) vorwerfen oder zugute halten. Grundsätzlich aber gibt das Buch weder zugunsten der Befürworter noch der Gegner der Frauenordination seine wissenschaftliche Objektivität auf.

Etwas aus diesem konstruktiven Rahmen zu fallen scheinen dem Rezensenten einzelne Behauptungen in dem Beitrag von *Sabine Demel*: Dass sich die Kirche mit der Anerkennung der Menschenrechte schwergetan habe, lässt sich nur sagen, wenn man die schon durch die Scholastik rezipierte *philosophia perennis* ignoriert; mehrere der von Vf. angeführten Belege für die angebliche

frühere Frauenfeindlichkeit der Kirche lassen sich allenfalls in einer ahistorischen, anachronistischen Sicht halten. Zudem kann sich Frau *Demel* offensichtlich nicht vorstellen, dass es die geschlechtliche Versuchung, der der CIC/1917 in c. 133 Rechnung trug, auch für Kleriker geben kann. Schließlich – und das ist wohl das Gravierendste – findet sich bei ihr genau die unzulässige Reduzierung, vor der Ratzinger in demselben Buch (273) ausdrücklich warnt: Die Rolle der Frau als Gattin und Mutter wird gleichgesetzt mit einer bloßen biologischen Funktion (220).

Im abschließenden Teil – namentlich bei *Torrell* – hätte sich der Rezensent eine stärkere Berücksichtigung zweier Aspekte gewünscht: Zum einen definiert OS kein positives Glaubensgut, sondern legt eine Kompetenzgrenze der Kirche fest; dies musste sich zwangsläufig auf Form und Kategorie der Veröffentlichung auswirken. Zum anderen formulieren Lehrverlautbarungen des späten 20. Jahrhunderts ihre Intention natürlich nicht mehr nur in Anlehnung an das Erste Vatikanum (1869–70) oder auch an die beiden marianischen Dogmen von 1854 und 1950, sondern orientieren sich auch an der Sprachregelung der Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils (LG). Eben diese Angleichung der Formulierung von OS an die von LG ist ebenso unübersehbar wie aussagekräftig:

Dieser Unfehlbarkeit erfreut sich der Bischof von Rom ...

kraft seines Amtes, wenn er als oberster Hirt und Lehrer aller Christgläubigen, der seine Brüder im Glauben stärkt [vgl. Lk 22,32], eine Glaubens- oder Sittenlehre

in einem endgültigen Akt [definitivo actu] verkündet (LG 25; Hervorhebung durch Rez.);

... erkläre ich kraft meines Amtes,

die Brüder zu stärken [vgl. Lk 22,32], dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig [definitive] an diese Entscheidung zu halten haben (OS 4, Hervorhebung durch Rez.).

Raimund Lülldorff

Geiko Müller-Fahrenholz: Phantasie für das Reich Gottes. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2000. 208 S., Kt.; 39,80 DM.

Zu den wichtigen Einsichten des Theologietreibens der letzten Jahrzehnte gehört diejenige, dass jeder theologische Ansatz in einen bestimmten Kontext eingebunden ist. Dieser ist einmal durch Zeitumstände und kulturelle Bedingtheiten bestimmt, zum anderen auch durch die Biographie derjenigen, die Theologie treiben. Dies für die Theologie Jürgen Moltmanns nachzuvollziehen macht sich die Arbeit von Müller-Fahrenholz auf. Es handelt sich um einen spannend geschriebenen Durchblick durch die Werke Moltmanns unter Berücksichtigung von deren zeitgenössischem und biographischem Kontext. Dies ist umso fruchtbarer, als von Jürgen Moltmann in höchstem Maße gilt, dass er „seine Theologie als ein engagierter Zeitgenosse entwickelt und zur Diskussion stellt“ (185).

Das Buch ersetzt nicht die Lektüre der Werke Moltmanns selbst und will es auch gar nicht; es bahnt aber als Lesehilfe Zuwege und kann vielleicht auch ganz einfach auf solche Lektüre neugierig machen. Sicherlich lernen kann man dabei, was Müller-Fahrenholz die Reichsgenossenschaft nennt: Reichsgenossen, das sind die Christenmenschen, die sich dem Reich Gottes verdanken und in seiner adventlichen Macht zu leben versuchen (186). Zu ihnen gehört Jürgen Moltmann, und als solcher hat er uns bleibend etwas zu sagen.

Eva-Maria Faber

Abteilung Jugendseelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster (Hg.): Voll der Kult. Von der Kunst, mit Jugendlichen Liturgie zu feiern. Dialogverlag, Münster 2000. 89 Seiten; 14,80 DM.

Unter dem jugendlich klingenden Titel „Voll der Kult“ dokumentiert die Abteilung Jugendseelsorge des Bistums Münster eine ihrer Fachtagungen Jugendpastoral. Grundlegend ist dabei die Beobachtung, dass der Rückzug der Jugendlichen aus der kirchlichen Liturgie nur eine Seite der Medaille ist. Die andere Seite: Elemente aus Kult und Ritual finden sich an vielen anderen Orten in der Gesellschaft wieder. Ganz ähnlich wie man der These vom Ende der Religion mit der Beobachtung von der „Dispersion“ des Religiösen, also dem Wiederauffinden religiöser Elemente in profanen Zusammenhängen, begegnet, ist auch der These vom Ende des Rituellen-Kultischen zu widersprechen. Rockkonzerte und Fußballspiele, Love-Parade und Lifestyle-Verkaufsausstellung ähneln bei genauem Hinsehen oftmals kultischen Inszenierungen. Gleichzeitig finden Jugendliche in Nischen (Jugendgottesdienste, kirchliche Jugend-

events, Taizégebete, ...) und an einzelnen (Wende-)Punkten in ihrem Leben (Abschlussgottesdienste, Schulentdage, ...) frohmachende und heilmachende Liturgie, spüren sie etwas von der Gegenwart Gottes. Dieses Grundkriterium: Liturgie gelingt dort, wo sich Begegnung untereinander und mit dem ersten Subjekt jeder Liturgie, Gott, vollzieht, gilt es anzulegen.

In der vorliegenden Dokumentation geschieht dies unter Zuhilfenahme verschiedener, z. T. fachfremder Beiträge, theologischer Überlegungen und Praxisbeispielen. M. Bongard, Mitarbeiter des WDR, berichtet darüber, warum und mit welchen Mitteln der „Junge Sender“ Eins Live erfolgreich Jugendliche anspricht. J. Werbick, Fundamentaltheologe in Münster, differenziert zwischen Kult und Liturgie. Er spürt Elemente von Kult in der Gesellschaft auf und deutet sie auf dem Hintergrund der Erlebnisrationalität heutigen Kosumverhaltens. Hierbei treten auf der formalen Ebene, dem Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem, interessante Parallelen (bei bleibenden Differenzen) zwischen den Sakramenten und der Werbung für Orangenlimonade zutage. H. Gerhold spürt Formen von Kult und Ritual im zeitgenössischen Film auf.

Sieben weitere, kurze Beiträge (Vorlagen oder Protokolle der Arbeitsgruppen der Fachtagung) behandeln einzelne Aspekte, die bei einer jugendgemäßen Gestaltung von Liturgie Berücksichtigung finden müssen: Raum, Klang, Musik, Sprache, ... Diese Anregungen sind keine fertigen Modelle oder Rezepte, sie verstehen sich als Anstoß zur eigenen Reflexion, z. T. auch als Provokation. Sie liefern konkrete Impulse zur Veränderung liturgischer Praxis, noch mehr aber Ideen für alle, die in Gemeinde oder auf anderen Ebenen kirchlichen Lebens mit den verschiedensten Formen liturgischer Bildung zu tun haben. Denn diese hat immer weniger mit (Detail-)Information als mit dem Bewusst- und Plausibelmachen von liturgischen Grunddimensionen zu tun.

Die Dokumentation der Tagung macht Hoffnung, dass der Kult nicht endgültig „auswandern“ muss, da viele Verantwortliche in der Jugendliturgie ein Gespür dafür zu haben scheinen, was wirklich jugend- und damit menschengemäß ist.

Patrik C. Höring

Unter uns

Auf ein Wort

„Es gibt Stimmen, die erklären, man müsse die Gottessohnschaft Jesu oder das Gottgeheimnis in Jesus opfern auf dem Altar menschlicher Vernunft, denn nur der Mensch Jesus ist verstehbar und seine Lebensmaximen sind einsichtig. In diesem Streit aufgeklärter Intellektueller setzt sich der Mensch mit Jesus in allem gleich, macht ihn sich passend und entzieht Jesus und seinem Evangelium die Möglichkeiten Gottes zu unserem Heil. Der zum Menschen reduzierte Jesus Christus nimmt dem Evangelium die Mitte und macht den Glauben zur Utopie.“

Gerhard Jakob

(Weihbischof des Bistums Trier, + 5. Mai 1998) in: „Notizen im Angesicht des Todes“

Ausbau der Notfallseelsorge

Eine bessere Begleitung für Helfer bei Katastropheneinsätzen haben katholische und evangelische Notfallseelsorger gefordert. Es dürfe nicht mehr passieren, dass beispielsweise Feuerwehrleute, die Menschen das Leben retteten, „ihren Dienst wegen unaufgearbeiteter Traumata quittieren müssen“, erklärten Diakon Andreas Müller-Cyran und Pfr. Hanjo von Wietersheim anlässlich des Bundeskongresses „Notfallseelsorge und Krisenintervention“ in Augsburg. Dabei wurde bemängelt, dass es viel zu wenig Fachkräfte und Seelsorger gebe, die sich um die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter in den Rettungsdiensten kümmern. Vielfach litten Retter nach extremen Situationen unter traumatischen Erfahrungen und Angstzuständen. *KNA*

Dom-Diskotheek

Vor vier Jahren zog die Dombibliothek Hildesheim aus sehr bescheidenen Verhältnissen in ein neues Haus. Zur Eröffnung

bekamen wir ein an die *Dom-Diskotheek* (statt Dom-Bibliothek) adressiertes Angebot, Bierflaschen mit selbigem Aufdruck werbend zu verschicken.

Karin Bury-Grimm, Bad Salzdetfurth

Berichtigung

Leider hat bei den Anmerkungen zum 2. Teil des Beitrags von Rudolf Laufen: Ist die Eucharistie ein Opfer der Kirche? in Heft 7 der Druckfehlerteufel heftig sein Unwesen getrieben. Deshalb bitte folgendes berichtigen:

Der Text der Anm. 1 und 2 auf Seite 201 gehört zum ersten Teil des Aufsatzes, ist also hier zu streichen.

Der Anm. 1 im Text auf Seite 195 entspricht Anm. 4 im Anhang;
der Anm. 2 entspricht Anm. 5 im Anhang,
der Anm. 3 entspricht Anm. 3,
der Anm. 4 entspricht Anm. 6,
der Anm. 5 entspricht Anm. 7,
der Anm. 6 entspricht Anm. 8.

Der Text zu den Anm. 7 und 8, der im Anhang fehlt, muss folgendermaßen lauten:

⁷ Die Ausdrucksweise „Opfer der Kirche“ ist in dieser Interpretation sicher nicht falsch, aber nichtsdestoweniger missverständlich. Der ÖAK bescheinigt ihr eine „von den Reformatoren zu Recht beklagte Ambiguität“ (LV, 92; auch Opfer Jesu Christi, 238). Auch hier gilt: Man sollte diesen Terminus meiden, insbesondere im pastoralen Kontext.

⁸ Vgl. Hans Jorissen, a.a.O., 184: „Dieses personhafte Ganzopfer Jesu kann in der Messe nicht wie eine ‚dingliche‘ Gabe Gott dargebracht werden. Die Kirche kann nicht das ‚Opfer Jesu opfern‘ (oblatio oblationis Christi), sie kann es nur unter Danksagung empfangen. ‚Opfern‘ kann jetzt nur noch heißen: ‚durch, mit u. in ihm‘ Opfergabe zu werden, in Jesu Hingabe einzuschwingen. Nicht die Kirche opfert Christus, sondern Christus opfert uns, die Kirche (u. die Menschheit), indem er uns mitnimmt in die Dynamik seines gehorsamen Lebensvollzugs.“ Vgl. zum Gesamtzusammenhang auch Joseph Ratzinger, Ist die Eucharistie ein Opfer?, in: Concilium 3 (1967), 299-304.

Ab Anm. 9 ist wieder alles in Ordnung. Ich bitte das Versehen zu entschuldigen.

Robert Kümpel